Warum sind wir SozialistInnen!

Sozialistische Jugend *www.sjoe.at*

TROTZDEM!

Widerstand jetzt

Die Zeitschrift der Sozialistischen Jugend

Warum sind wir SozialistInnen!

Sozialistische Jugend *www.sjoe.at*

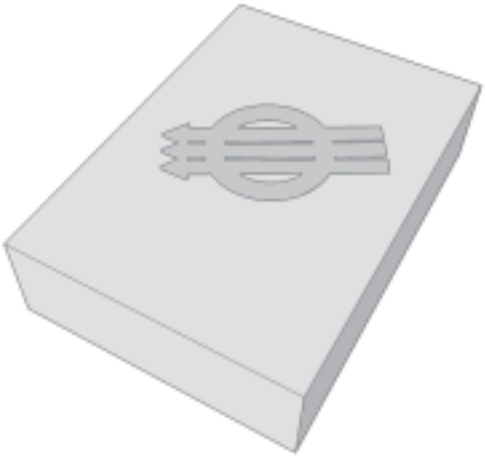
Inhalt

Seite 5 Vorwort
Seite 8 Zur Person Josef Hindels
Seite 10 Wie diese Schrift entstand
Seite 14 Der utopische Sozialismus
Seite 20 Karl Marx ist jung geblieben
Seite 26 Die materialistische Geschichtsauffassung
Seite 29 Die Rolle des Klassenkampfes
Seite 32 Persönlichkeit und Marxismus
Seite 37 Wer war Karl Marx?
Seite 41 Was ist Kapitalismus?
Seite 45 Der neue Kapitalismus
Seite 49 Kommt nach dem Kapitalismus der Sozialismus?
Seite 53 Reform und Revolution
Seite 56 Parlamentarische Demokratie und Sozialismus
Seite 61 Die klassenlose Gesellschaft
Seite 66 Der Kommunismus und die SozialistInnen
Seite 74 Religion, Kirche und Sozialismus
Seite 80 Nachwort
Seite 82 Adressen & Impressum

Vorwort

I.

Drei nach links unten gerichtete Pfeile, die mit einem Ring umschlossen werden, sind ein altes Kampfsymbol der Sozialdemokratie
In der Mitte der Schachtel befinden sich die drei Pfeile.
Einleitende Worte von Andreas Kollross



Vorwort

Immer häufiger, leider nicht nur von den Gegnerinnen und Gegnern der ArbeiterInnenbewegung, sondern auch von Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, hören wir die Mär vom Ende des Sozialismus. Wir werden mit weniger Staat – mehr privat, Flexibilisierung, Sonntagsarbeit, Aufweichung von Schutzbestimmungen, Elitebestrebungen in unserem Schulsystem und vielem mehr, konfrontiert. Der Neoliberalismus, und somit nichts anderes als wie der Kapitalismus, macht sich in den Köpfen unserer Gesellschaft, in der veröffentlichten Meinung und auch in der Sozialdemokratie breit, wird, offensiv oder defensiv, Schritt für Schritt umgesetzt, und als Weg der neuen Mitte, sowie als Instrument zur Bekämpfung von Arbeitslosigkeit, die aber nach wie vor ständig im Steigen ist, und anderem, als Lösungsmodell propagiert.

Wer sich heute nach wie vor kritisch und kämpferisch dem Kapitalismus entgegenstellt, wer als Lösungsinstrument von Armut, Elend und Not, Umverteilung und die Überwindung des Kapitalismus auf dem Boden marxistischen Denkens sieht, wer sich heute nach wie vor zum Sozialismus bekennt, wird als TräumerIn, SozialromantikerIn, altmodisch oder ewig gestrig abgestempelt.

Die Gegnerinnen und Gegner der marxistischen Analyse, die gleichzeitig die EinpeitscherInnen der nationalen und internationalen Ungerechtigkeiten, der Unfreiheit und Ungleichheit sind, streuen in breitem Maße, in „großen Worten“ und in „großen Schriften“ das Ende des Sozialismus, das Ende des Marxismus. Verbal kann durchaus festgehalten werden, dass diese Theorie vom Ende des Sozialismus, vom Ende einer Gesellschaft, in der der Mensch und nicht die Profitlogik im Mittelpunkt steht, sich in ihrer Hochkonjunktur befindet. Doch gleichzeitig muss auch festgehalten werden, dass die Theorie vom Ende des Marxismus so alt ist, wie diese selbst, und alleine die Flut von Büchern, die produziert werden, um den angeblich sowieso bereits toten Sozialismus, und mit ihm den schon im Verwesungsstadium befindlichen Marxismus, noch tausendfach zu töten, zeigen, wie lebendig dieser doch ist, und wie realitätsnahe die „Totengräberideologen“ sind.

Immer häufiger, leider nicht nur von den Gegnerinnen und Gegner der ArbeiterInnenbewegung, sondern auch von Sozialdemokratinnen und SozialdemokratInnen, hören wir die Mär vom Ende des Sozialismus.

Sie wissen wie wir, dass der Kapitalismus ein System das Widersprüche in allen Lebensbereichen als Grundprinzip und Grundelement hat, immer wieder aufs neue Bewegungen produziert, die für ihre Interessen kämpfen und um eine Alternative zum herrschenden System, um den Sozialismus, um die Freiheit, ringen.

Den KapitalismusstrategInnen ist klar, dass erst die Verbindung von wissenschaftlichen Sozialismus und der organisierten ArbeiterInnenbewegung fähig ist, die bestehenden Eigentums- und Machtverhältnisse, die bestehenden Ungerechtigkeiten und Wider-

sprüche umzuwälzen. Daher orientieren sie sich daran, zum einen natürlich die ArbeiterInnenInnenbewegung zu schwächen und sie gleichzeitig ihrer handlungsleitenden Theorie für immer zu entledigen, oder zumindestens zu versuchen, den Marxismus zu entstellen, zu verstümmeln oder ihn zum unzähligen Male zu Grabe zu tragen, da der Marxismus nicht einfach aus dem Denken der Menschheit gestrichen werden kann.

Der Marxismus als Theorie und Methode hat jedoch, zum Leidwesen seiner KritikerInnen, seiner TotengräberInnen, nichts von seiner Wichtigkeit, nichts von seiner Realität, nichts von seiner Anwendbarkeit in der heutigen Zeit, nichts von seiner Analysefähigkeit, natürlich verbunden mit dem Blick auf die heutige Zeit und deren Auswüchse, eingebüßt. Umso wichtiger ist es, unser Wissen und Analysevermögen zu erweitern und zu vertiefen, und dieses auch weiterzugeben.

Aus diesen Überlegungen heraus haben wir die Broschüre „*Warum sind wir SozialistInnen*“ von Josef Hindels neu aufgelegt, da diese wohl nach wie vor als der verständlichste und in seiner Themenauswahl umfassendste Einstieg in den wissenschaftlichen Sozialismus angesehen werden kann, und als Standardwerk für jeden jungen Sozialisten und jede junge Sozialistin dienen sollte.

Andreas Kollross
Verbandsvorsitzender

Der Titel der Broschüre lautet im Original „Warum sind wir Sozialisten“. Wir haben nicht nur den Titel von Hindels Werk verändert, sondern auch den gesamten Text der Broschüre geschlechtsneutral überarbeitet.

Sprache beeinflusst unser Denken und unser Handeln. Wir finden es unentbehrlich, Frauen in Sprache und Geschichte sichtbar zu machen. Die Geschichte der ArbeiterInnenbewegung wurde lange Zeit von Männern für Männer geschrieben und weitererzählt. Die Geschichte von Frauen innerhalb der ArbeiterInnenbewegung fand nur nebenbei Platz. Immer wieder, auch heute noch, wurde mit dem Hauptwiederspruch „Kapital und Arbeit“ argumentiert, wenn es um die Gleichberechtigung von Frauen, sowohl in der Bewegung als auch in allen gesellschaftlichen Bereichen, ging.

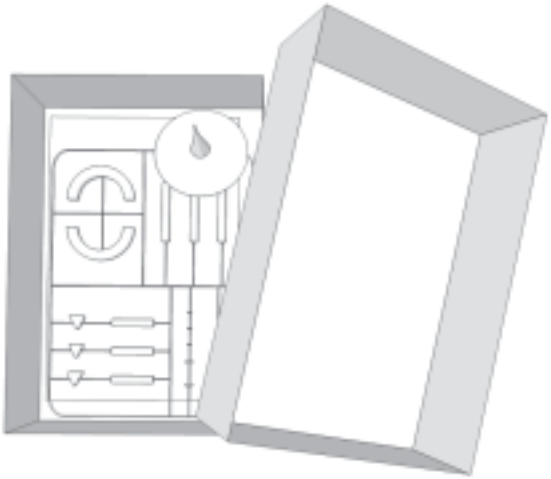
Wir sind der Meinung, dass es eine wichtige Aufgabe ist, auf bedeutende Genossinnen, und auf deren Wichtigkeit innerhalb der ArbeiterInnenbewegung hinzuweisen, und darüber hinaus in der Auswahl der geschlechtsneutralen Sprachform deutlich zu machen, dass die „Arbeiter“ immer Frauen und Männer waren, und dieses auch in Zukunft bleiben werden. Nicht nur historisch wurden alle Kämpfe gemeinsam ausgetragen, sondern auch gegenwärtig müssen wir erkennen, dass wir nur gemeinsam und gleichberechtigt für ein neues System, für den Sozialismus kämpfen können.

Das heisst aber auch, dass wir als SozialistInnen nie aufhören dürfen, für die Gleichberechtigung der Frauen, um einen gleichberechtigten und erfolgreichen Kampf gegen den Kapitalismus führen zu können, aufzutreten.

Zur Person Josef Hindels

II.

Die drei Pfeile wurden 1932 von Sergej Tschachotin erfunden.
In der Schachtel befindet sich ein Standbein, eine Anleitung und eine Matrize mit den Bauteilen.
Eine Kurzbiografie des Autors



10.1.1916 in Wien geboren
Mitglied *Sozialistischer Wanderbund, Vereinigung sozialistischer Mittelschüler Wien*
1930/31 Mitglied *Kommunistischer Jugendverband*
1930-1933 kaufmännische Lehre
Mitglied Jugendgruppe des *Zentralvereins der kaufmännischen Angestellten Österreichs; Revolutionäre Gewerkschaftsopposition (RGO)*
1933 erste Verhaftung wegen Teilnahme an einer Demonstration
1935/36 Gründungsmitglied *Revolutionäre Kommunisten Österreichs (RKÖ)*
1936 Ende April bis Juli neuerliche Haft

1937 Flucht in die Tschechoslowakische Republik; Annahme des Namens „Karl Popper" Aufbau des Auslandszentrums der RKÖ
1939 Ausreise nach Norwegen Mitarbeit im Sekretariat der *Internationalen Arbeiterfront gegen den Krieg (IAF)*
1939/40 Trennung von den *RKÖ*
1940 nach Einmarsch der Deutschen Wehrmacht einige Wochen im Untergrund, Flucht nach Schweden
1940-1946 Vortragstätigkeit bei *Sozialistischer Jugend Schwedens*, Mitarbeit in Gruppe österreichischer Gewerkschafter in Schweden und Österreichische Vereinigung in Schweden

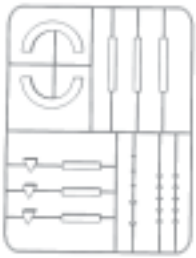
1946 Rückkehr nach Wien unter dem Namen „Karl Popper", Wiederannahme seines richtigen Namens
1946-1951 Schulungs- und Bildungssekretär der *Sozialistischen Jugend Österreichs*
1951-1970 Zentralsekretär der *Gewerkschaft der Privatangestellten* und Redakteur des Gewerkschaftsorgans „Der Privatangestellte"
Ab 1970 Tätigkeit im Verlag des *ÖGB* und als freier Publizist, Stellvertretender Vorsitzender des *Bundes Sozialistischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus*
1976 Verleihung des Titels „Professor"

10.2.1990 nach längerer Krankheit in Wien gestorben

Wie diese Schrift entstand

1.

Sie entstanden als Antwort auf die symbolbehaftete Propaganda des Nazismus. Kontrolliere, ob eventuell ein paar Stifte herausgebrochen sind und fehlen. Die Situation der Sozialistischen Jugend nach der Nazidiktatur



Das Wort Tradition hat keinen guten Klang. Wir denken, wenn wir es hören, an Ewiggestrige, die in einer muffigen Vergangenheit stecken geblieben sind, Soldatentreffen, Fahnenweihen, Habsburgerwirbel – all das hat mit Tradition zu tun und wird von den jungen, fortschrittlichen Menschen mit Recht abgelehnt.

Aber es gibt auch Traditionen, auf die wir stolz sein können. Dazu gehören nicht nur das Pionierzeitalter der ArbeiterInnenbewegung und die Periode des illegalen Kampfes gegen den Faschismus, sondern auch die Vergangenheit der Sozialistischen Jugend aus den Jahren nach 1945. Die vorliegende Schrift ist mit dieser Zeit, von der uns heute mehr als zwei Jahrzehnte trennen, eng verbunden.

Im Jänner 1947 eröffnete der Obmann der Sozialistischen Jugend, Peter Strasser, die SJ-Akademie. Der Name Peter Strasser war damals ein Begriff: Dieser junge, hagere Mensch mit den lebhaften, tief liegenden Augen, der die Zeit des illegalen Kampfes und der Emigration als Jugendlicher erlebt hatte, verkörperte nach 1945 die wiedererstandene Sozialistische Jugend Österreichs. Gemeinsam mit anderen „alten Jugendlichen“ hatte er nach der Befreiung mit dem Aufbau der Jugendorganisation begonnen. Wie sah es damals in Österreich aus? Unser Land war bettelarm und von vier Großmächten besetzt. Jeden Tag berichteten die Zeitungen über Gewalttaten der Besatzungsmächte. Überall gab es Elend, Mangel, Chaos. Aber noch schlimmer als die materiellen waren die geistigen Verheerungen. Genosse Peter Strasser hat sie in seiner Rede bei der Eröffnung der SJ-Akademie geschildert. Er sagte damals unter anderem: *„Der Hitlerkrieg hat auch einen ideellen Trümmerhaufen hinterlassen. Viele unserer jungen FunktionärInnen sind noch vor zwei Jahren bei der Naziwehrmacht oder in der Hitlerjugend gewesen. Sie bekennen sich heute gefühlsmäßig zum Sozialismus. Aber wissen sie auch was Sozialismus ist? Warum es sich lohnt, für dieses Ziel zu kämpfen? Den meisten von ihnen fehlt die theoretische und ideologische Grundlage der sozialistischen Überzeugung. Wir müssen daher damit beginnen, unseren JugendfunktionärInnen die Grundbegriffe des Sozialismus und die Entstehung der sozialistischen Idee zu erklären. Das ist der Sinn der Akademie der Sozialistischen Jugend – kurz: SJ-Akademie genannt – die ich im Namen des Verbandsvorstandes eröffne.“*

„Der Hitlerkrieg hat auch einen ideellen Trümmerhaufen hinterlassen. Viele unserer jungen FunktionärInnen sind noch vor zwei Jahren bei der Naziwehrmacht oder in der Hitlerjugend gewesen.“

„Der Peter“, wie die JugendlichenGenossInnen Peter Strasser nannten, beschäftigte sich sodann mit den praktischen Schwierigkeiten. Es gab fast keine sozialistische Literatur. Schriften von **Marx und Engels**, von **Viktor Adler und Otto Bauer** hatten Seltenheitswert. Was tun? Peter Strasser gab darauf eine konkrete Antwort: *„Früher war es in Schulungen der Sozialistischen Jugend üblich, dass der Referent die TeilnehmerInnen auf die einschlägige Literatur aufmerksam macht. Oft wurden auch Bücher und Broschüren verteilt. Wir müssen einen anderen Weg gehen: Der Refe-*

rent weist zwar auf die einschlägige Literatur hin, verfertigt aber über jeden Vortrag ein Skriptum. Wir wollen diese Skripten, die zunächst die HörerInnen der SJ-Akademie bekommen, sammeln. Daraus sollen die „Lehrbriefe der Akademie" entstehen, die späteren Jahrgängen, wie wir hoffen, auch gedruckt zur Verfügung stehen werden."

Der Schreiber dieser Zeilen, der die Leitung der SJ-Akademie übernommen hatte und die Einführungsvorträge über die Grundbegriffe des Sozialismus hielt, verwirklichte diesen Vorschlag Peter Strassers: Nach jedem Vortrag erhielten die TeilnehmerInnen ein hektographiertes Skriptum. Die Skripten wurden überarbeitet, gesammelt und für den Druck vorbereitet.

Übrigens wurden an die TeilnehmerInnen der SJ-Akadimie, viele von ihnen sind heute als sozialistische FunktionärInnen tätig, große Anforderungen gestellt: Die Kurse der SJ-Akademie fanden an drei Abenden in der Woche zunächst im Keller des Parteihauses in der Löwelstraße statt.

Sie waren mit einem RednerInnenkurs verbunden, der zu regelmäßigen Redeübungen verpflichtete. Es gab auch schriftliche Arbeiten über die behandelten Themen. So hatten die TeilnehmerInnen, um ein Beispiel anzuführen, in einem Aufsatz die Frage zu beantworten: *„Welches sind die Eigenarten des utopischen Sozialismus und was haben uns die Lehren der großen Utopisten heute zu sagen?"*

Im Herbst 1947 kam die erste, im Herbst 1948 die zweite gedruckte Broschüre: *„Lehrbriefe der SJ-Akademie"* heraus. Sie bildeten Ende der 40iger bis Mitte der 50iger Jahre die Grundlage für viele Lehrgänge der SJ und der anderen sozialistischen Jugendorganisationen. Seit über zehn Jahren sind sie vergriffen. Die *„Lehrbriefe der SJ-Akademie"* tragen den Stempel ihrer Zeit. Sie sind, wie könnte es anders sein, von der stürmischen Entwicklung überholt worden. Aber manches was damals geschrieben wurde, ist auch heute wert, wiederholt zu werden. Anderes kann jetzt besser formuliert, überzeugender dargestellt werden. Und es wäre töricht, leugnen zu wollen, dass auch Korrekturen notwendig geworden sind.

In Übereinstimmung mit dem Verbandsvorstand der Sozialistischen Jugend hat sich der Verfasser entschlossen, eine komprimierte Neufassung beider Broschüren herauszubringen. Den umfangreichen geschichtlichen Teil, der sich mit der Entstehung der internationalen und österreichischen ArbeiterInnenbewegung beschäftigt, haben wir zur Gänze weggelassen: Darüber informieren heute lesenswerte Bücher, die es damals nicht gab.

Ohne sozialistische Ideologie gibt es keine sozialistische Gesinnung und ohne sozialistische Theorie ist sozialistische Praxis nicht möglich.

Auf diese Weise ist eine neue Schrift entstanden, die aber ihren Ursprung, die *„Lehrbriefe der SJ-Akademie"* nicht verleugnet. Beim durchlesen der alten Broschüren drängt sich, zwei Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen, von selbst die Frage auf: *„War es richtig, dass die Sozialistische Jugend, die nach 1945 einen materiellen und geistigen Trümmerhaufen vorfand, so großen Wert auf Grundsatzfragen des Sozialismus legte?"*

Der Verfasser ist der Meinung, dass dieses Hervorheben der Grundsatzfragen richtig war und durch die seither eingetretene Entwicklung bestätigt wurde: Ohne sozialistische Ideologie gibt es keine sozialistische Gesinnung und ohne sozialistische Theorie

ist sozialistische Praxis nicht möglich. Jenen, die diesen Standpunkt vertreten und daher mit den Tendenzen des Praktizismus und der Entideologisierung, die es in unserer Bewegung gibt, in Konflikt geraten, wird oft entgegnet: *„Ihr seid altmodische MarxistInnen, die das Neue nicht erkennen, die nicht begreifen, dass die Welt von heute anders aussieht als zu Marxens Zeit.“*

Grundsatztreuen SozialistInnen sollte es nicht schwer fallen, darauf zu antworten: Weil wir MarxistInnen sind, ist uns jede dogmatische Enge fremd. Wir sehen die eingetretenen Wandlungen und sind bemüht, sie mit Hilfe der marxistischen Untersuchungsmethode zu analysieren. Das gilt besonders für die Veränderungen, die innerhalb des kapitalistischen Gesellschaftssystems vor sich gegangen sind. Ein moderner, elastischer, auch zu gewissen Konzessionen an die arbeitenden Menschen bereiter Kapitalismus ist mit der Gefahr verbunden, dass sich die ArbeiterInnenklasse mit ihm abfindet, sich darauf beschränkt, in seinen Grenzen Verbesserungen anzustreben.

Wer könnte leugnen, dass es diesen Hang zum Arrangement mit der bestehenden Gesellschaft auch in unseren eigenen Reihen gibt? Aber dieses Arrangement führt zur Preisgabe der sozialistischen Zielsetzung! Die SozialistInnen hören dann auf, eine Bewegung zu sein, die die Welt verändern will. Sie werden zu einer Partei unter Parteien, zu einem Bestandteil des bestehenden Gesellschaftssystems.

Die seit Marx eingetretenen Veränderungen des Kapitalismus unterstreichen daher nach Meinung des Verfassers die Notwendigkeit, die Grundsätze des Sozialismus, die auch mit einem modernen Kapitalismus unvereinbar sind, klar herauszuarbeiten. Noch nie war sozialistische Grundsatztreue so notwendig wie in der Zeit, in der wir leben!

Vor allem gilt es, eines klarzustellen: Wir sind nicht SozialistInnen, weil wir höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, mehr Wohnungen und soziale Sicherheit wollen. All das ist ungemein wichtig – aber es unterscheidet uns nicht prinzipiell von den anderen. Sozialismus bedeutet eine radikale, an die Wurzeln reichende Veränderung in den Beziehungen zwischen den Menschen: eine klassenlose Gesellschaft frei von Ausbeutung, Entfremdung und Manipulation. Und Sozialismus bedeutet – das kann nicht oft genug gesagt werden – mehr Demokratie, mehr Freiheit, mehr Mitbestimmung als der liberalste Kapitalismus zu gewähren vermag.

Möge diese Schrift dazu beitragen, aus jungen Menschen, die sich als SozialistInnen fühlen, bewusste KämpferInnen für die klassenlose, sozialistische Gesellschaft zu machen.

Josef Hindels,
Wien im Herbst 1969

Sozialismus bedeutet eine radikale, an die Wurzeln reichende Veränderung in den Beziehungen zwischen den Menschen: eine klassenlose Gesellschaft frei von Ausbeutung, Entfremdung und Manipulation.

Der utopische Sozialismus

2.

Der erste Pfeil ist gegen den Kapitalismus gerichtet. 3 Spitzen, 2 Halbkreise, 3 lange und drei kurze Schäfte, Viele kleine und grössere Stifte Vorläufer des wissenschaftlichen Sozialismus.

Das Wort Sozialismus ist aus dem Sprachschatz der Menschheit nicht wegzudenken. Aber kann sich auch jeder/jede, der/die es hört, liest oder selbst verwendet, darunter etwas Konkretes vorstellen? Und seien wir ehrlich: Gibt es nicht auch SozialistInnen, die verlegen werden, wenn ihnen die Frage gestellt wird: ***Was ist Sozialismus?***

Wer im Lexikon nachschaut, wird erfahren, dass dieses Wort aus dem Lateinischen kommt, von *socius*, dem Genossen, und damit eine brüderliche Gesellschaft gemeint ist. Um aber wirklich zu begreifen, was Sozialismus ist, müssen wir uns mit der Geschichte der sozialistischen Idee beschäftigen. Das ist eine aufregende, an dramatischen Ereignissen reiche Geschichte, die vor allem junge Menschen fasziniert:

Es ist die Geschichte von DenkerInnen und KämpferInnen, die eine neue, bessere Welt bauen wollten und die den Mut hatten, gegen den Strom zu schwimmen. Oder modern ausgedrückt: **Es ist die Geschichte der Protestierenden und Revoltierenden, die der Welt der Etablierten, der Satten und Saturierten Widerstand geleistet haben.**

Seit wann gibt es die Idee des Sozialismus? Wie ist sie entstanden und welche Wandlungen hat sie durchgemacht? Wodurch unterscheidet sich der moderne Sozialismus von seinen Vorläufern?

Darüber gibt es eine umfangreiche Literatur, die hier aus Raumgründen nicht zitiert werden kann. Wir müssen uns damit begnügen, eine flüchtige Skizze zu entwerfen, die den jungen SozialistInnen nicht befriedigen, sondern zu weiterem Studium anregen soll. Die Frage nach dem Alter der Sozialistischen Idee lässt sich nicht mit einer Jahreszahl beantworten. Diese Idee gibt es seit Jahrtausenden. Sie ist so alt, wie Unrecht und Unterdrückung, wie Ausbeutung und Elend. Aber wie kann, wird mancheR fragen, eine uralte Idee junge, moderne Menschen begeistern? Das hängt mit ihren unaufhörlichen Wandlungen zusammen: Jede Geschichtsperiode hatte ihren eigenen Sozialismus, der gegen das Alte, gegen das Bestehende Sturm lief. Daher ist die Idee des Sozialismus jung geblieben. Jungsein bedeutet doch: nicht stehen bleiben, sondern ständig in Bewegung sein. Und in diesem Sinne gehört der Sozialismus, obwohl es ihn bereits vor unserer Zeitrechnung gab, zu den jungen Ideen. Er ist seinem Wesen nach undogmatisch. Das bedeutet: Es gibt für ihn keine ewigen Glaubenssätze, sondern er macht eine nie zum Stillstand kommende schöpferische Entwicklung durch, er korrigiert unaufhörlich sich selbst und lernt aus den eigenen Irrtümern.

Freilich gibt es etwas, das allen Sozialismen gemeinsam ist, das sie miteinander verbindet: das ist die Überzeugung, dass eine gerechte, menschenwürdige Gesellschaftsordnung möglich ist. Wie dieses Ziel erreicht werden kann und wie diese gerechte, menschenwürdige Gesellschaft im einzelnen aussehen soll – darüber gab und gibt es verschiedene Meinungen.

Grob skizziert unterscheiden wir zwischen dem **utopischen** und dem **wissenschaftlichen** Sozialismus. Der erste entwickelte sich unter Gesellschaftsverhältnissen, die für den Sozialismus noch nicht reif waren, während der zweite in jener Zeit entstand, als die Voraussetzungen für eine sozialistische Gesellschaft bereits gegeben waren. Um welche Voraussetzungen es sich dabei handelte – darüber wird noch viel zu sagen sein. Die antike Gesellschaft beruhte auf der Arbeit von SklaveInnenmassen. Sie erwies sich als unfähig, die Produktivkräfte weiterzuentwickeln, neue technische Methoden hervorzubringen. Sklaverei bedeutet, dass schlecht und unrationell gearbeitet

wird. Der Sklave oder die Sklavin kann wohl mit der Peitsche dazu gezwungen werden, schwere Lasten zu schleppen, riesige Bauwerke zu errichten und seinen Herren oder seiner Herrin wie ein gut dressiertes Haustier zu dienen.

Aber es ist aus psychologischen Gründen unmöglich, aus den SklavInnen qualifizierte ArbeiterInnen zu machen, und sie an der guten Behandlung und Verbesserung der Produktionsmittel zu interessieren.

Die antike Gesellschaft, deren herrschende Klasse die produktive Arbeit verachtete, war daher zum Untergang verurteilt. Aber in den Jahrhunderten ihres Bestandes brachte sie große DenkerInnen und lebendige gesellschaftliche Bewegungen hervor, die unverkennbar sozialistische Züge trugen. Wenn sich auch dieser antike Sozialismus grundlegend vom modernen Sozialismus unterscheidet, sollte dennoch seine ideengeschichtliche Bedeutung nicht unterschätzt werden: haben doch Jahrhunderte später die sozialkritischen DenkerInnen des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit aus diesen Quellen des antiken Sozialismus zu schöpfen begonnen. Und ist doch bis zum heutigen Tag das Wirken der urchristlichen Gemeinden aus der Geistesgeschichte des Sozialismus nicht wegzudenken. In der verfallenen römischen Gesellschaft war die Sehnsucht nach einem sozialen Ausweg, wie immer in Krisenzeiten, unbändig stark. Für das damals entstehende Christentum war die maßgebende Klasse, deren Wünsche, Bedürfnisse und Hoffnungen es zum Ausdruck brachte, das städtische Proletariat, das große Not litt, aber zum Teil der Arbeit entwöhnt war, die als Sache der SklavInnen betrachtet wurde.

Das Produzieren erschien diesen römischen ProletarierInnen (ProletarierIn bedeutet hier nicht IndustriearbeiterIn, sondern armer, besitzloser Mensch) als eine ziemlich gleichgültige Angelegenheit. Ihr Vorbild waren die Lilien auf dem Felde, die nicht säen und nicht spinnen und doch gedeihen. Wenn diese ProletarierInnen eine andere Verteilung des Eigentums anstrebten so hatten sie nicht die Produktionsmittel im Auge, sondern die Genussmittel. Ihr Ideal war ein Sozialismus des Teilens, des Konsumierens.

Der jüdische Historiker Josephus beschreibt in seinem Werk *„Geschichte des jüdischen Krieges“* sehr anschaulich jene sozialrevolutionäre, primitiv-sozialistische Bewegung, aus der das Christentum hervorgehen sollte. Da lesen wir über den Bund der Essener: *„Den Reichtum halten sie für nichts, hingegen rühmen sie sehr die Gemeinschaft der Güter, und man findet keinen unter ihnen, der reicher wäre als der andere. Sie haben das Gesetz, dass alle, die in ihren Orden eintreten wollen, ihre Güter zum gemeinsamen Gebrauch darreichen müssen, daher man bei ihnen weder Mangel noch Überfluss merkt, sondern sie haben alles gemein wie Brüder …*

Sie wohnen nicht in einer Stadt zusammen, sondern haben in allen Städten ihre besonderen Häuser und wenn Leute, die ihres Ordens sind, anderswo zu ihnen kommen, teilen sie mit denselben ihren Besitz, und diese können ihn wie ihr eigenes Gut gebrauchen. Sie kehren ohne weiteres beieinander ein, auch wenn sie einander nie gesehen haben und tun, als ob sie ihr Leben lang in vertrautem Verkehr gewesen wären. Wenn sie über Land reisen, nehmen sie nichts mit sich als eine Waffe gegen die Räuber. In jeder Stadt haben sie einen Gastmeister, der den Fremden Kleider und Lebensmittel austeilt …

Sie treiben keinen Handel miteinander, sondern wenn jemand einem, der Mangel hat, etwas gibt, so empfängt er hingegen wieder von ihm, was er bedarf. Und wenn er auch nichts dafür bieten kann, so mag er doch ohne Scheu von wem er will begehren, was er braucht.“

Diesen Sozialismus des Teilens, der die sozialen Unterschiede verringert, finden wir sehr stark ausgeprägt in den ursprünglichen Lehren des Christentums und – was noch wesentlicher ist – in der Praxis der ersten ChristInnengemeinden.

So sagt Jesus zum reichen Jüngling: *„Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen.“*

Und in der Apostelgeschichte wird die erste Gemeinde zu Jerusalem folgendermaßen charakterisiert: *„Keiner sagte von seinen Gütern, dass sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein …*

Es war aber auch keiner unter Ihnen, der Mängel hatte, denn jene, die da Häuser und Äcker besaßen, verkauften sie und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten es zu der Apostel Füße; und man gab einen jeglichen, was ihm Not war.“

werk J.L. Vogels über die Anfänge des Christentums finden wir eine treffende Darstellung der urchristlichen Eigentumsverhältnisse bei Karl Kautsky: *„Es war also die Gemeinschaft der Güter nur eine Gemeinschaft des Gebrauchs. Ein jeder Christ/eine jede Christin hatte nach der brüderlichen Verbindung ein Recht zu den Gütern aller Mitglieder der ganzen Gemeinde und konnte im Fall der Not fordern, dass die begüterten Mitglieder ihm/ihr soviel von ihrem Vermögen mitteilen, als zu seiner/ihrer Notdurft erforderlich ward. Ein jeder Christ/eine jede Christin konnte sich der Güter seiner/ihrer Brüder und Schwestern bedienen und die ChristInnen, die etwas hatten, konnten ihren bedürftigen Brüdern und Schwestern die Benutzung und den Gebrauch derselben nicht versagen.*

Ein Christ/eine Chistin zum Beispiel, der/die kein Haus hatte, konnte von einem anderen Christen/einer anderen Christin, der/die zwei oder drei Häuser hatte, begehren, dass er/sie ihm/ihr eine Wohnung gebe.“

Der sich als christlich bezeichnende Konservatismus der Gegenwart hat die Begriffe Kollektiv und Kollektivismus zu Schimpfworten gemacht.

Wir sind uns heute darüber im Klaren, dass ein Sozialismus, der nicht das Produzieren, sondern das Verteilen der vorhandenen Güter in den Mittelpunkt stellt, letzten Endes zum allgemeinen Niedergang, zum Aufhören der Erzeugung führen müsste. Aber es hätte wenig Sinn, von der Warte der Erkenntnisse die wir im 20. Jahrhundert gewonnen haben gegen die Irrtümer und Illusionen jener antiken SozialphilosophInnen zu polemisieren, die zu Beginn unserer Zeitrechnung in einer zusammenbrechenden Gesellschaftsordnung nach einem Ausweg suchten.

Hingegen ist es von größter geistesgeschichtlicher Bedeutung, den eigentumsfeindlichen und extrem-kollektivistischen Charakter des Urchristentums zu erkennen. Unter Berufung auf das umfassende Geschichts-

Ein aktueller Kommentar lässt sich da kaum unterdrücken: Wie unfassbar weit ist jedoch diese Ideenwelt des Urchristenrums von den heute in allen so genannten christlichen Parteien verbreiteten Eigentumsphilosophien (Miteigentum, Verherrlichung des Aktienerwerbes, „Volkskapitalismus“ usw.) entfernt. Und wie hat sich auch die Einstellung zum Kollektiv, zur Gemeinschaft, geändert! Das Urchristentum erwartet alles Gute vom kollektiven Zusammenwirken der Menschen. Der sich als christlich bezeichnende Konservatismus der Gegenwart hat die Begriffe Kollektiv und Kollektivismus zu Schimpfworten gemacht. Seine Idealgestalt ist der/die bornierte, auf sein/ihr Eigentum

pochende, mit seiner/ihrer Aktion prahlende, in den vier Wänden einer Eigentumswohnung hockende „kleine EigentümerIn“. Das Mittelalter war nicht nur eine Zeit des geistigen Verfalls der kulturellen Rückständigkeit. Es gab auch damals, vor allem in der Periode des Überganges zur Neuzeit, gewaltige sozialrevolutionäre Bewegungen, die in heroischen BäuerInnenaufständen ihren Höhepunkt erreichten.

Die sozialen Gegensätze zwischen GroßgrundbesitzerInnen und Bauern und Bäuerinnen, zwischen kirchlicher Hierarchie und städtischem BürgerInnentum wurden in religiösen Formen ausgetragen. Es wurde über die Auslegung einer Bibelstelle gestritten, aber in Wirklichkeit ging es um sehr reale, mit der feudalen Ausbeutung zusammenhängende Dinge. Sozialistische Ideen, sozialistische Vorstellungen spielten auch bei diesen Auseinadersetzungen eine wesentliche Rolle. Es genügt, an den deutschen Bauernkrieg oder die Kämpfe der Hussiten zu erinnern.

In den Anfängen des Kapitalismus, als die ArbeiterInnenbewegung noch schwach und ohne eigene gesellschaftliche Zielsetzung war, entstanden vielfältige Schulen und Richtungen des so genannten utopischen Sozialismus.

Nicht von ungefähr kommt das Wort utopisch aus einem Roman, in dem eine Insel *Utopia* (Nirgendwo) die Hauptrolle spielt. Auf dieser Phantasieinsel lässt sich der Verfasser dieses Romans, der Engländer Thomas Morus, die Menschen jene gesellschaftlichen Verhältnisse verwirklichen, die er auch in der Gegenwart herbeisehnt. Der utopische Roman war jahrzehntlang die wirksamste literarische Form der Propaganda für ein sozialistisches Gesellschaftssystem.

Vor und nach den bürgerlichen Revolutionen gab es so genannte Utopisten, die Pläne einer neuen sozialistischen Gesellschaft bis ins letzte Detail entwarfen. Wir können hier die einzelnen Systeme nicht beschreiben, sondern müssen uns darauf beschränken, jene zwei Merkmale anzuführen, die für den ganzen utopischen Sozialismus bezeichnend sind, die – um nur wenige Namen zu nennen – für den Engländer Owen ebenso zutreffen wir für die Franzosen Saint Simon und Fourier: Die Utopisten sind der Meinung, dass die „Einführung des Sozialismus“ lediglich vom Willen der Menschen abhängt. Erkennen sie die Vorzüge des sozialistischen Systems, dann kann jederzeit – unabhängig von der jeweils erreichten Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung – das Reich der sozialen Gerechtigkeit beginnen. So heißt es in der Schrift des englischen Utopisten Owen: *„Die Menschheit ist bisher im Irrtum gewesen. Alle Menschen haben eine Binde vor den Augen gehabt. Ich brauche ihnen nur die Binde von den Augen nehmen und sie werden sofort einsehen, dass die neue, moralische Welt, welche ich entdeckt habe, unvergleichlich viel schöner und besser ist als die alte, unmoralische Welt, in der wir uns abrackern und abquälen und tausendfaches Ungemach erleiden.“*

Und das andere Merkmal: die Utopisten sehen in der ArbeiterInnenklasse keine gesellschaftliche Kraft, die imstande sein könnte, den Sozialismus zu erkämpfen. Ihre Beziehung zu den ArbeiterInnen ist geprägt vom Gefühl des Mitleides. Sie wollen ihnen helfen, weil sie überzeugt sind, dass die Befreiung der ArbeiterInnenklasse nicht deren eigenes Werk sein kann. In der Regel erhoffen die utopischen SozialistInnen die Hilfe für die Verwirklichung ihrer Pläne von den Großen und Mächtigen, von den weisen RepräsentantInnen der herrschenden Klasse.

Es wäre ein großer Fehler, diese beiden Merkmale des utopischen Sozialismus aus den persönlichen Unzulänglichkeiten seiner

DenkerInnen zu erklären. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Bedeutendsten unter diesen DenkerInnen eine einigermaßen entwickelte kapitalistische Gesellschaft nicht gekannt haben. Auch die ArbeiterInnenklasse, die es damals nur in geringer Zahl gab, war noch weit entfernt vom Charakter eines modernen Industrieproletariats. Als Karl Marx sein großes Werk schuf, gab es zumindest in einem europäischen Land, in Großbritannien, bereits eine kräftig entwickelte Gesellschaft der kapitalistischen Warenproduktion.

„Die geschichtliche Bedeutung des Werkes von Karl Marx“, schrieb Otto Bauer, *„besteht darin, dass er den Sozialismus aus diesem Traumzustand (der Utopie) herausgehoben hat und den Nachweis erbrachte, dass in der Gesellschaft durch den Kapitalismus Tendenzen wirksam werden, die zu seiner eigenen Überwindung führen und den Sozialismus ermöglichen.“*

Dieser treffenden Darstellung Otto Bauers, des großen Theoretikers der österreichischen SozialistInnen, wollen wir noch eine Bemerkung über die positive Rolle der Träume der Utopien, in der Geschichte der Menschheit hinzufügen: *„Es gibt kaum einen großen Fortschritt auf wissenschaftlichem und technischem Gebiet, der nicht lange bevor er Wirklichkeit wurde von Träumern, von Utopisten vorausgesagt, oft mit unzähligen Details geschildert wurde. Die Phantasie hat schon oft eine fortschrittliche Rolle in der Geschichte gespielt. Die konservativen Spießbürger haben gelacht und gehöhnt, wenn davon die Rede war, dass die Menschen fliegen, den Boden des Meeres erforschen, oder in die Tiefe des Erdballs eindringen werden. Aber die Entwicklung hat nicht den konservativen Spießbürgern, sondern den scheinbar weltfremden Utopisten und ihren Phantasien Recht gegeben. Heute wagen es die konservativen Spießbürger kaum mehr, den weiteren wissenschaftlichen und technischen Fortschritt, zum Beispiel im Bereich der Weltraumfahrt, zu bezweifeln. Wer einen Flug zu einem anderen Planeten voraussagt, gilt nicht mehr als verrückt.*

Aber dass die Menschen auf dieser Erde eine Gesellschaftsordnung verwirklichen, die den Träumen der Urchristen und utopischen SozialistInnen nahe kommt, eine Gemeinschaft, wo es keine Ausbeutung, keine Unterdrückung, keine Klassen mit gegensätzlichen Interessen gibt – das wird noch immer als "unmöglich" bezeichnet, weil angeblich die menschliche Natur nicht geändert werden kann, weil es arm und reich, oben und unten „immer“ gegeben hat und „immer“ geben muss.“

In der Auseinandersetzung mit dieser konservativen Geisteshaltung ergibt sich die erste Antwort auf die Frage: ***Warum sind wir SozialistInnen?***

Wir sind SozialistInnen, weil wir nicht nur den wissenschaftlich-technischen, sondern auch den gesellschaftlichen Fortschritt für möglich halten: Wenn die Menschen es fertig gebracht haben, Raketen, Raumschiffe und Computer zu konstruieren, dann sind sie auch imstande, eine neue Gesellschaft zu verwirklichen, in der alle die gleichen Chancen haben, in der es keine Klassenunterschiede mehr gibt.

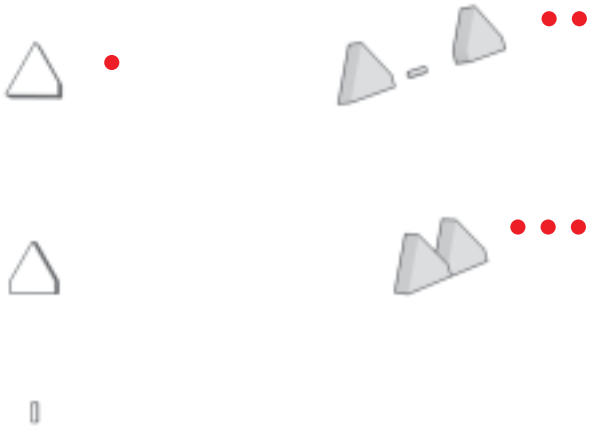
Wir sind SozialistInnen, weil uns das Argument, dass etwas „immer“ so war und daher auch „immer“ so bleiben muss, nicht überzeugt. SozialistIn sein bedeutet: den menschlichen Fortschritt auch im gesellschaftlichen Bereich zu bejahen.

Wir sind SozialistInnen, weil wir an eine unveränderliche Natur des Menschen nicht glauben, sondern überzeugt sind, dass menschliche Eigenschaften weitgehend von den Umwelteinflüssen, vom sozialen Milieu abhängen.

Karl Marx ist jung geblieben

3.

Der zweite gegen den Faschismus. Verbinde zuerst die linke Spitze mit der mittleren. Verwende dazu einen mittelkleinen Stift. Kritik und Gegenkritik zu Marx



Karl Marx wird selbst von intelligenten GegnerInnen als Riese des Geistes bezeichnet. Für die Größe seiner wissenschaftlichen Leistung spricht eine einfache, jederzeit überprüfbare Erkenntnis: Als er und sein Freund Friedrich Engels in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Grundlagen der modernen, später Marxismus genannten, sozialistischen Theorie legten, gab es viele bedeutende, von den ZeitgenossInnen stark beachtete DenkerInnen, die das Wesen der menschlichen Gesellschaft zu ergründen versuchten.

Aber sie alle gehören im 20. Jahrhundert der geistesgeschichtlichen Vergangenheit an. Ihre Namen spielen nur mehr in akademischen Untersuchungen oder in den Vorlesungen von UniversitätsprofessorInnen eine Rolle. Nur Karl Marx – und in dem von ihm selbst gewählten respektvollen Abstand: Friedrich Engels – ist bis zum heutigen Tag jung, lebendig, aktuell geblieben.

Seine Lehren werden in den Auseinandersetzungen der Gegenwart, wenn auch oft vergröbert oder verfälscht wiedergegeben, häufiger zitiert als die jedes anderen Gelehrten/jeder anderen Gelehrten. Auch die wütendsten AntimarxistInnen bestätigen durch ihren Antimarxismus, dass die Marxschen Ideen der Menschheit von heute sehr viel zu sagen haben, dass sie weit davon entfernt sind, geschichtlich überholt zu sein. Im März 1933 gab die Sozialdemokratische Partei Österreichs, an deren Spitze damals Otto Bauer stand, ein kleines, vor allem für die Sozialistische Jugend bestimmtes Büchlein heraus:*„Willst Du Marxist werden?“* Und da lesen wir über das ***„Kommunistische Manifest“***, also jene klassische Schrift von Marx und Engels, die mit Recht als die Geburtsurkunde des modernen Sozialismus bezeichnet wird, unter anderem:*„Ihre vollendete Prägung finden die Gedankengänge des Marxismus zum ersten Mal im „Kommunistischen Manifest“, das heute noch als die Geburtsurkunde des modernen Sozialismus anzusehen ist. Wenige Wochen vor dem Ausbruch der Februarrevolution des Jahres 1848 erschienen, atmet es den revolutionären Geist jener Zeit, ohne deshalb – bis auf nebensächliche Einzelheiten – lediglich zeitbedingt zu sein. Es lässt sich wohl kaum ein besseres Zeugnis für die Genialität von Marx und Engels denken, als die Tatsache, dass ihr gemeinsamer Aufruf an die „Proletarier aller Länder“ heute noch, nach drei Vierteljahrhunderten, für jeden, der sich ernstlich mit den Problemen des Marxismus befassen will, die unentbehrliche Grundlage bildet.“*

Vergleichen wir die Zeit von 1933 mit der von 1848: Wie vieles hat sich in den dazwischen liegenden Jahrzehnten auf technischem, ökologischem, soziologischem und nicht zuletzt auch politischem Gebiet geändert! Marx hat weder den gewaltigen Aufstieg der ArbeiterInnenbewegung miterlebt, noch war ihm die Erscheinung des Faschismus je begegnet. Er war auch nie in die Lage gekommen, die russische Oktoberrevolution und die aus ihr hervorgegangene Sowjetgesellschaft zu analysieren, weil es das alles im 19. Jahrhundert nicht gab. Dennoch war die Sozialdemokratische Partei Österreichs (die Vorgängerin der SPÖ) 1933 der Meinung, dass das „Kommunistische Manifest“ keineswegs einer vergangenen Zeit angehört, sondern auch im 20. Jahrhundert die unentbehrliche Grundlage des Wissenschaftlichen Sozialismus bildet.

Dieses Festhalten an den klassischen Schriften von Marx und Engels hat absolut nichts mit Traditionskult oder Dogmatismus (Anbeten von Glaubenssätzen) zu tun, sondern es entspricht der in sachlicher Untersuchung gewonnenen Erkenntnis: **Auch die seit Marx eingetretenen Wandlungen der menschlichen Gesellschaft sind mit**

Hilfe der von ihm entwickelten Methode zu erforschen, um sie in das Weltbild des modernen Sozialismus einfügen zu können.

Nicht wenige bürgerliche HistorikerInnen, NationalökonomInnen und SoziologInnen geben in ihren wissenschaftlichen Abhandlungen, die freilich nicht für das „gewöhnliche" Volk bestimmt sind, nach den üblichen Wenn und Aber zu, dass der Beitrag von Marx aus dem Geistesleben des zwanzigsten Jahrhunderts nicht wegzudenken ist.

Die Behauptung, alles was Marx gelehrt habe, sei typisch für das 19. Jahrhundert, wird nur in den Konfektionsläden des vulgären Antimarxismus an anspruchslose KundInnen abgegeben. Keine bedeutenden WissenschafterInnen nehmen das ernst.

Nicht von ungefähr hat der nichtmarxistische englische Philosoph und Mathematiker Bertrand Russell – bekannt nicht nur durch seine wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch durch seinen mutigen Kampf gegen den Atomtod – über die Marxsche Auffassung der Geschichte gesagt: *„Ich für meinen Teil vermag diese These in dieser Form nicht anzunehmen, glaube aber, dass sie sehr bedeutende Wahrheitselemente enthält, und bin mir bewusst, dass sie meine eigenen Ansichten beeinflusst hat."*

Was der ehrliche Bertrand Russell hier offen zugibt, gilt seit der Veröffentlichung der Marxschen Schriften für alle großen Geister, gleichgültig, in welchem weltanschaulichen Lager sie stehen: KeineR konnte sich der Titanenkraft eines Karl Marx entziehen. Alle wurden von Marxschen Ideen direkt oder indirekt beeinflusst.

Ohne uns einer Übertreibung schuldig zu machen, können wir sagen: Marx ist jung geblieben, weil die Wahrheit nicht altert. Unter dieser Wahrheit ist freilich nicht der Buchstabe, nicht das Zitat, nicht die zeit- und lokalbedingte Einzelheit zu verstehen, sondern das Kernstück des Marxschen Lehrgebäudes: **die materialistische Geschichtsauffassung.**

In das Wesen dieser Theorie einzudringen – das ist die Hauptaufgabe jeder echten marxistischen Schulung. Darin unterscheidet sie sich von der Zitatlitanei „marxistischer" Kerzelweiber, die an Marx „glauben" wie ein gläubiger Katholik an die Dogmen seiner Kirche. Aber der Marxismus ist weder Religion noch Religionsersatz, sondern eine wissenschaftliche Lehre von den Bewegungsgesetzen der Gesellschaft. Ein guter Marxist und eine gute Marxistin zeichnet sich nicht dadurch aus, dass er oder sie ehrfürchtig wiederholt, was Marx und Engels einst geschrieben haben, sondern er oder sie erprobt seine oder ihre eigenen Fähigkeiten, indem er oder sie die Marxsche Methode in der Gegenwart schöpferisch anwendet, um all das zu erkennen, was es zur Zeit der Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus noch nicht gegeben hat (Diese Feststellung darf freilich nicht missverstanden werden: Wörtliche Wiedergaben aus den Werken von Marx und Engels sind bei der Darstellung ihrer Lehren unvermeidlich.)

Bevor wir uns mit der materialistischen Geschichtsauffassung auseinandersetzen, müssen wir ein Missverständnis beseitigen, müssen wir ein Vorurteil widerlegen. Man/-frau versteht im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter „MaterialistInnen" Menschen, die nur an ihre materiellen Vorteile denken, also unsympathische, egoistische Personen. Unter „IdealistInnen" versteht man/frau indessen edle Wesen, die für hohe Ideale kämpfen und bereit sind, dafür die größten Opfer zu bringen.

Man/frau mag darüber streiten, ob diese Bezeichnungen zutreffend sind oder nicht. Auf jeden Fall hat diese landläufige Vorstellung von Materialismus und Idealismus

nichts mit der materialistischen und idealistischen Strömung in der Philosophie und der Geschichtswissenschaft zu tun. Wenn jemand auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung steht, so bedeutet das nicht, dass er oder sie ein auf seine oder ihre materiellen Vorteile bedachter Mensch ist. Und umgekehrt braucht ein Anhänger oder eine Anhängerin der idealistischen Philosophie nicht ein edles, opferbereites Geschöpf zu sein.

Während die Begriffe IdealistIn und MaterialistIn in der Umgangssprache moralische Werturteile bedeuten, bedeuten in der Wissenschaft die gleichen Begriffe etwas ganz anderes: Da versteht man/frau darunter die AnhängerInnen verschiedener philosophischer Richtungen, verschiedener Natur- und Geschichtsauffassungen. Um jedes Missverständnis auszuschalten, wollen wir ein Bespiel anführen: Die Nazis waren, soweit sie sich überhaupt mit geistigen Dingen beschäftigten, fanatische GegnerInnen der materialistischen Geschichtsauffassung. Sie bekannten sich zu einer verkrampften idealistischen Philosophie des Herrenmenschentums. Sie waren also „IdealistInnen“.

Die revolutionären SozialistInnen, die unter Einsatz ihres Lebens den illegalen Kampf gegen den Faschismus führten, bekannten sich als MarxistInnen zur materialistischen Geschichtsauffassung. Sie waren also „MaterialistInnen“. Niemand wird aber behaupten wollen, dass die Nazis uneigennützige, nur ihren Idealen lebenden Menschen, und die illegalen KämpferInnen schnöde EgoistInnen waren.
Wir sehen: Die Begriffe Materialismus und Idealismus haben, wenn wir sie wissenschaftlich anwenden, nichts mit moralischen Werturteilen zu tun.

Jede/jeder von uns hat in der Schule Geschichte gelernt. Er/sie hörte von fernen Zeiten, in denen es Krieg und Frieden, gute und schlechte HerrscherInnen, mächtige Reiche, die entstanden und wieder zerfielen, gab. Wenn wir ein beliebiges Geschichtsbuch zur Hand nehmen und von den Kriegen und BürgerInnenkriegen des Altertums, von den Religionskämpfen des Mittelalters, von den Revolutionen und Gegenrevolutionen der Neuzeit lesen, drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Welcher Sinn steckt in diesem geschichtlichen Geschehen? Warum nimmt der historische Prozess diesen und keinen anderen Verlauf? Warum kam es in Frankreich im achtzehnten Jahrhundert zu einer großen Revolution, während zur gleichen Zeit in Deutschland von einer revolutionären Bewegung noch nichts zu merken war? Regiert in der Geschichte die göttliche Vorsehung, der Zufall, oder gibt es geschichtliche Grenzen, die man/frau kennen muss um das historische Geschehen zu begreifen?

Die wirkliche Geschichte der Menschheit ist viel älter als die uns bekannte, das heißt: als die geschriebene Geschichte. Am Anfang der menschlichen Entwicklung stand nicht die Erfindung der Schrift. Die Menschen haben erst vieles andere gelernt, bevor sie so weit waren, schreiben zu können. Das Niederschreiben von Worten war anfangs mit so kolossalen Schwierigkeiten verbunden, dass nur kurze Mitteilungen möglich waren. Auch in dieser Zeit konnten die geschichtlichen Ereignisse nicht schriftlich festgelegt, nicht als Dokumente der Nachwelt erhalten werden.

Trotzdem hatten auch damals die Menschen das Bedürfnis, zu wissen wie ihre Ahnen gelebt und gekämpft hatten. Statt der Geschichtsschreibung gab es die mündliche Überlieferung. In HeldInnenliedern, in Sagen und Erzählungen wurde die Geschichte der VorfahrInnen berichtet. Freilich spielte die Phantasie der SängerInnen und

ErzählerInnen dabei eine große Rolle. Meistens überwucherte die Legende die geschichtliche Wahrheit.

Erst nachdem die Schrift soweit entwickelt war, dass die Menschen auch längere zusammenhängende Berichte niederschreiben konnten, wurde die Geschichtsschreibung möglich. In den Werken des wissenschaftlichen Sozialismus finden wir den Satz: *„Die geschriebene Geschichte war eine Geschichte von Klassenkämpfen."*

Wenn wir die Entstehung der Klassen und des Staates untersuchen, werden wir sehen, dass es in der Geschichte der Menschheit eine Epoche gab, die keine Klassen, keinen Staat und keine Familie kannte, die so genannte Epoche des Urkommunismus. Damals konnte es auch keinen Klassenkampf geben.

Die Geschichte dieser Kindheitsperiode der Menschheit ist nicht geschrieben worden, da es damals die Schrift noch nicht gab. Das Entstehen der Schrift fällt ungefähr zusammen mit der Bildung von Klassen, mit der Gründung von Staaten. Erst von dieser Zeit an gibt es eine Geschichtsschreibung.

Die Tatsache, dass die Menschen nach der Erfindung der Schrift imstande waren, die Begebenheiten ihrer Zeit dokumentarisch festzuhalten, beweist noch nicht, dass die von ihnen gelieferten Berichte auch richtig sind.

Besteht nicht die Gefahr, dass die Geschichtsschreibung vorwiegend aus Lügen besteht? Und wenn dem so ist, hat es dann überhaupt einen Zweck, nach dem Sinn der Geschichte zu forschen, ihre Gesetze aufdecken zu wollen? Ohne Zweifel enthält die Geschichtsschreibung sehr viele Unwahrheiten, die geschrieben wurden, weil sie im Interesse der herrschenden Klasse lagen. Jahrhundertelang waren die Schriftkundigen nur Angehörige der herrschenden Klassen und privilegierte Schichten. Das Volk konnte nicht schreiben, meistens nicht einmal lesen. Zu gewissen Zeiten wurde die Geschichte, wurden alle gelehrten Werke in einer Sprache verfasst, die das Volk nicht einmal sprechen konnte.

Aber auch heute, wo in den entwickelten Ländern der Analphabetismus längst überwunden ist, wird die Geschichte nicht von Männern und Frauen des Volkes, sondern von Intellektuellen geschrieben, die in ihrer überwiegenden Mehrheit der herrschenden Klasse dienen. Es ist deshalb klar, dass die Geschichtsschreibung im Interesse der AusbeuterInnenklassen tendenziös gefärbt ist.

„Die geschriebene Geschichte war eine Geschichte von Klassenkämpfen."

Aber deshalb ist es den MarxistInnen doch möglich, Geschichtswissenschaft zu betreiben, nach dem Sinn der Geschichte zu forschen. Die in der Geschichtsschreibung enthaltenen Lügen beziehen sich nämlich nur zu einem geringen Teil auf die tatsächlichen Ereignisse, meistens sind es die Kommentare, die verlogen sind. Wenn zum Beispiel berichtet wird, dass die Bauern und Bäuerinnen sich gegen die GrundbesitzerInnen erhoben, dass sie diese oder jene Forderungen stellten, dass sie schließlich besiegt und ihre FührerInnen hingerichtet wurden, so ist dieser Bericht im Allgemeinen richtig. Wenn die HistorikerInnen, die im Dienste der GutsbesitzerInnen standen, in ihren Kommentaren die Bauern und Bäuerinnen beschimpft und die Herrschaft der Adeligen verherrlicht, so braucht uns das weiter nicht zu stören. Nicht nur bei der Lektüre der bürgerlichen Presse, sondern

auch beim Studium der Geschichtsschreibung ist es notwendig, zwischen den Zeilen zu lesen, das geschichtlich Wichtige von dem ideologischen Beiwerk zu scheiden.

Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung sind verschiedene Dinge. Die Aufgabe der Geschichtsschreibung besteht darin, über die geschichtlichen Ereignisse zu berichten, sie zu ordnen und in ein bestimmtes System zu bringen. Geschichtsauffassung bedeutet die Vorstellung, die man/frau sich von der Art des Zusammenhanges und der Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Ereignisse macht. Es hat nicht immer eine Geschichtsauffassung gegeben. Auch nachdem es bereits eine geschriebene Geschichte gab, haben die Menschen lange Zeit in ihrer eigenen Geschichte bloß ein buntes Gewirr von Zufällen aller Art, von Gewalttaten, Glücks– und Unglücksfällen gesehen. Es war ein großer geistiger Fortschritt, als die Menschen dazu übergingen, sich eine bestimmte Auffassung von der Geschichte zu bilden, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, welches die treibenden Kräfte der Geschichte sind.

Wir können nicht alle Geschichtsauffassungen, die es gab und gibt, anführen. **Begnügen wir uns mit den drei bedeutendsten:** ***der religiösen, der idealistischen und der materialistischen.*** Die AnhängerInnen der religiösen Geschichtsauffassung gehen davon aus, dass die Geschichte von Gott gelenkt wird. Den historischen Geschehen, die den Menschen oft sinnlos, grausam und ungerecht erscheinen – liegt ein göttlicher Plan zugrunde. Ereignisse, unter denen die Menschen leiden, werden als Prüfungen, Ereignisse, die sie glücklich machen als Segnungen des Himmels bezeichnet. Nach dieser Auffassung gibt es wohl in der Geschichte eine Gesetzmäßigkeit, aber diese ist nicht menschlicher, sondern göttlicher Natur. Am häufigsten war die religiöse Geschichtsauffassung im Mittelalter verbreitet. In dem Maße, in dem sich die Wissenschaft entfaltete, wurde die religiöse Betrachtung der Geschichte verdrängt. Die Menschheit gelangte allmählich zur Erkenntnis, dass nicht Götter, sondern Menschen die Geschichte machen.

An Stelle der religiösen trat die idealistische Geschichtsauffassung. Diese geht davon aus, dass es die Ideen der Menschen sind, die ihre Geschichte gestalten. Die menschlichen Vorstellungen von dem, was wahr, gut und moralisch ist, lenken die Geschichte, bestimmen die Richtung des historischen Prozesses.

Nehmen wir ein Bespiel, das uns das Wesen der idealistischen Geschichtsauffassung näher bringen, das uns ihre Unzulänglichkeit zeigen wird: Unter dem Naziregime sind in den von Deutschland besetzten Ländern und in den KZs entsetzliche Gräuel verübt worden. Millionen Menschen wurden gequält, gefoltert, ermordet. Wie war das möglich, wie konnte so etwas im zwanzigsten Jahrhundert geschehen?

Nach der idealistischen Geschichtsauffassung ist die Ursache dieser Erscheinung in den schlechten Ideen, in den unmoralischen Vorstellungen zu suchen, welche die Menschen unter dem Nazismus hatten. Die Idee des Nationalsozialismus war verbrecherisch – deshalb bestand auch seine Praxis aus einer Kette furchtbarer Verbrechen. Diese Auffassung ist teilweise richtig, aber drückt nur die halbe Wahrheit aus. Freilich stimmt es, dass die Nazis von schlechten Ideen, von verbrecherischen Vorstellungen besessen waren. Aber woher kamen diese Ideen? Wer hat sie in die Köpfe der Nazis verpflanzt?
Darauf vermag nur die materialistische Geschichtsauffassung zu antworten.

4.

Und der dritte gegen die Reaktion. Verbinde nun die zwei Spitzen mit der rechten Spitze. Verwende dazu ebenfalls einen mittelgrossen Stift.

Die erste und populärste Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung finden wir in der Schrift *„Die Deutsche Ideologie“* von Marx, die lange verschollen war und erste 1932 einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde. Wer in das Denken der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus eindringen, wer selbst beobachten will, wie sie aus idealistischen Philosophen zu MarxistInnen wurden, kann auf das sorgfältige Studium dieser kostbaren Frühschrift nicht verzichten.

Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein.

Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muss man

„Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern, umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.“

Hier wollen wir uns mit der Wiedergabe einer mit Recht häufig zitierten Stelle aus dem Buch *„Zur Kritik der politischen Ökonomie“* von Karl Marx begnügen: *„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen.*

Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt.

Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.

Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der

stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen, philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewusst werden und ihn ausfechten.

Sowenig man/frau das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebenso wenig kann man/frau eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewusstsein beurteilen, sondern muss vielmehr dies Bewusstsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären.“

Machen wir uns bewusst, was der wesentliche Inhalt der Marxschen Geschichtsbetrachtung ist: Da ist zunächst der Satz *„Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern, umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.“*

Nehmen wir ein Beispiel aus der Gegenwart: Da veröffentlichte eine angesehene bürgerliche Zeitschrift den Bericht eines Mitarbeiters über eine Begegnung zwischen westeuropäischen und asiatischen Intellektuellen. Es heißt in dem Bericht unter anderem:
„… Und täuschen wir uns nicht: Es waren zwei Welten, die hier in kultivierter, höflicher Form miteinander sprachen. Auch das gemeinsame Band der Bildung konnte daran nichts ändern, nicht einmal die Übereinstimmung in der beruflichen Sphäre. Ein Arzt, der aus einem Land kommt, wo die Menschen im Durchschnitt mit dreißig Jahren sterben – viele ohne eigenes Zimmer, ohne eigenes Bett, irgendwo im Rinnsal –, denkt, fühlt und urteilt anders als ein Arzt aus einem jener wohlhabenden Länder, wo der Kampf gegen Fettleibigkeit, Managerkrankheit und Altersneurosen zu den wichtigsten medizinischen Aufgaben gehört … Man spricht verschiedene Sprachen, denkt in unterschiedlichen Kategorien, selbst wenn keine sachlichen Meinungsverschiedenheiten vorliegen.“

Der Verfasser dieses Berichts würde sich bestimmt gegen den „Vorwurf“ Marxist zu sein zur Wehr setzen. Und die Zeitschrift, die gewissen amerikanischen Stellen nahe steht, müsste einen solchen „Verdacht“ energisch zurückweisen. Indessen steht fest, dass jede Zeile die Richtigkeit einer der wesentlichsten Erkenntnisse der materialistischen Geschichtsauffassung bestätigt: Das gesellschaftliche Sein der unterentwickelten, Not leidenden asiatischen Länder hat bei den dort lebenden Intellektuellen ein anderes Bewusstsein entstehen lassen als bei ihren KollegInnen aus wohlhabenden, hochindustrialisierten Gebieten. Es fiele uns nicht schwer, weitere Beispiele, auch solche mit unverdächtigen bürgerlichen ZeugInnen, anzuführen.
Marx knüpfte an die Philosophie Hegels (einer der bedeutendsten Vertreter der Idealistischen Philosophie des aufsteigenden BürgerInnentums) an und übernahm von diesem die dialektische Methode. Es ist hier nicht der Raum, um diese Methode, deren Anfänge bereits bei den Philosophen des antiken Griechenland zu finden sind, erschöpfend zu erklären. Wir müssen uns mit einem flüchtigen Hinweis begnügen: Die Marxsche Dialektik geht davon aus, dass scheinbar selbständige Erscheinungen (zum Beispiel ökonomische Verhältnisse und Religion oder wirtschaftspolitische Interessen und nationale Ideologie) in Wirklichkeit voneinander abhängen und miteinander verbunden sind. Aufgabe des dialektischen Denkens ist es, diese verschleierten Zusammenhänge aufzudecken.

Die Entwicklung in Natur und Gesellschaft vollzieht sich nicht geradlinig, sondern in Widersprüchen. Diese Widersprüche aufzuspüren, ihren realen Inhalt zu erkennen – das ist der Zweck der dialektischen, jede Erscheinung in ihrer Bewegung betrachtenden Denkmethode.

Während bei Hegel die Widersprüche bloß geistige, bloß gedachte Widersprüche sind, erblickt Marx in ihnen die Widerspiegelung der materiellen Wirklichkeit, also echte, wirklich vorhandene Widersprüche.

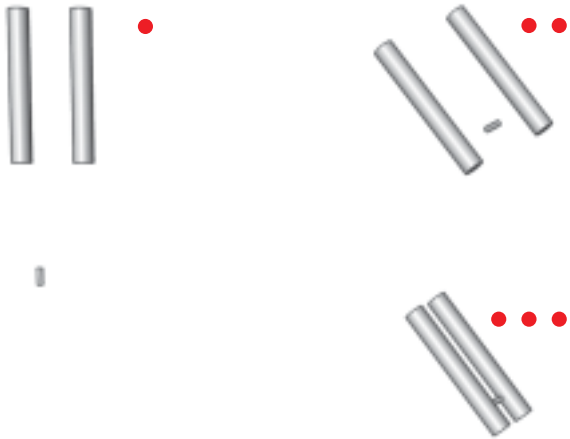
MancheR wird diese Darstellung „zu theoretisch“ finden und darauf hinweisen, er habe nicht Philosophie studiert. Beeilen wir uns daher am Beispiel des Klassenkampfes zu zeigen, zu welcher Entdeckung die materialistische Geschichtsauffassung gekommen ist, und welche Rolle diese Entdeckung im historischen Geschehen spielt.

Die Lehre vom Klassenkampf bildet das Fundament des marxistischen Denkens der modernen ArbeiterInnenbewegung.

Die Rolle des Klassenkampfes

5.

Der Kreis zeigt die Einigkeit der ArbeiterInnenbewegung.
Verbinde den linken und den mittleren, langen Schaft.
Verwende dazu einen mittelgrossen Stift. Klassenkampf kontra Sozialpartnerschaft.



Die Rolle des Klassenkampfes

Marx hat nachgewiesen, dass gesellschaftliche Widersprüche, Konflikte zwischen den Produktivkräften und den Eigentumsverhältnissen, in der bisherigen Geschichte der Menschheit – abgesehen von der urkommunistischen Kindheitsperiode – eine überragende Rolle spielen. In diesen Konflikten kommen die Interessen gegensätzlicher Klassen – SklavInnen und SklavenhalterInnen, feudale GroßgrundbesitzerInnen und abhängige Bauern und Bäuerinnen, KapitalistInnen und LohnarbeiterInnen – in kämpferischen Handlungen zum Ausdruck.

Es ist die geniale Entdeckung von Karl Marx, den Klassenkampf als Triebkraft der geschichtlichen Entwicklung bloßgelegt zu haben. Nur die dümmsten SpießerInnen stellen sich vor, der böse Marx habe den Klassenkampf „erfunden". In Wirklichkeit hat es Klassenkämpfe – denken wir bloß an die blutigen SklavInnenaufstände unter Spartakus in der antiken Gesellschaft – Tausende Jahre vor Marx gegeben.

Dieser hat es nur verstanden –und das ist eine der größten Taten der Geistesgeschichte – den Klassenkampf in den Köpfen der Menschen bewusst zu machen und ihnen seine geschichtliche Funktion zu erklären.

Das beste, auch sprachlich wunderbare Dokument über die geschichtliche Bedeutung des Klassenkampfes ist das *„Kommunistische Manifest"*. Es hätte wenig Sinn, diese grandiose Skizze hier mit einigen Worten, die nur schwächer sein könnten als die von Marx, wiedergeben zu wollen: Die Lektüre des Manifestes ist nicht nur ein geistiges Erlebnis, sondern auch ein ästhetischer Genuss: Wie in einem Film sieht der/die LeserIn die von den gewaltigen Stürmen des Klassenkampfes bewegten Geschichtsperioden aufsteigen, zerfallen und versinken.

Er oder sie begreift, dass alles, was wir heute auf zivilisatorischem und kulturellem Gebiet erreicht haben, nie erreicht worden wäre ohne die Klassenkämpfe unserer VorfahrInnen: Hätten sich die Bauern und Bäuerinnen zu allen Zeiten damit abgefunden, den feudalen Herren zu dienen, und wären die ArbeiterInnen nie auf den Gedanken gekommen, der kapitalistischen Ausbeutung Widerstand zu leisten – wie erbärmlich sähe die Welt heute aus!

Was wir an sozialen und demokratischen Errungenschaften besitzen – sei es das Wahlrecht, der bezahlte Urlaub oder der gesetzliche Krankenschutz –, all das ist, geschichtlich betrachtet ein Produkt des Klassenkampfes. Wer stolz verkündet: „Ich bin gegen den Klassenkampf", sagt damit in Wirklichkeit „Ich lehne jeden sozialen Fortschritt ab, ich wünsche die Versteinerung der bestehenden Gesellschaftsverhältnisse."

Denn in einer Klassengesellschaft – das gilt für die feudale ebenso wie für die kapitalistische – ist der soziale Fortschritt nur im Klassenkampf zu verwirklichen, wobei sich die Formen des Klassenkampfes natürlich häufig ändern.

Diese einfache Wahrheit erkannt, bewiesen und klar formuliert zu haben, das ist die zutiefst revolutionäre Entdeckung, die die von Karl Marx und Friedrich Engels begründete materialistische Geschichtsauffassung enthält.

Eine sozialistische Bewegung, die aus taktisch-opportunistischen Gründen (etwa mit Rücksicht auf geistig unterentwickelte Randschichten aus dem kleinbürgerlichen oder bäuerlichen Milieu) auf die Marxsche Lehre vom Klassenkampf verzichtet, handelt ebenso falsch wie eine Armee, die ihre wirksamsten Waffen wegwirft – weil ein paar neue, schüchterne Rekruten davor Angst haben.

In beiden Fällen ist es klüger, den Neuen die Technik der von ihnen gefürchteten

Waffen geduldig zu erklären. Wir wollen damit sagen: Nicht die Theorie des Sozialismus soll dem tiefen Niveau neuer, zur ArbeiterInnenbewegung strömender Schichten angepasst werden, sondern der umgekehrte Vorgang ist erstrebenswert: Es gilt, diese neuen Schichten allmählich auf das hohe Niveau marxistischer Erkenntnis zu bringen.

Und zu dieser Erkenntnis gehört das Wissen über die geschichtlich-fortschrittliche Rolle des Klassenkampfes. In der kapitalistischen Gesellschaft hat der Klassenkampf die Entfaltung der modernen Technik kolossal beschleunigt. Die ArbeiterInnen, die in harten Kämpfen Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen durchsetzten, zwangen die UnternehmerInnen neue Erfindungen anzuwenden, die Produktion rationeller zu gestalten. Es ist kein Zufall, dass Länder mit hohen Löhnen und kurzer Arbeitszeit in der Regel auch ein hohes technologisches Niveau erreichen. Hier hat sich der Klassenkampf als Motor des Fortschritts betätigt.

Der Klassenkampf ist aber auch ein Lernprozess für die arbeitenden Massen. Die/der einfache ArbeiterIn und Angestellte wird nur selten durch Vorträge und Bücher über gesellschaftliche Zusammenhänge aufgeklärt. Aber in der Schule des Klassenkampfes sammelt sie/er Erfahrungen, erweitert sie/er ihren/seinen Horizont. In den großen Klassenkämpfen der Vergangenheit haben die ArbeiterInnen, und etwas später und mit größeren Hemmungen auch die Angestellten, die große Bedeutung der Solidarität, des Zusammenhaltens aller arbeitenden Menschen, kennen gelernt. Darüber hinaus entwickeln die politischen und gewerkschaftlichen FunktionärInnen der ArbeiterInnenbewegung im Klassenkampf die Fähigkeit zu organisieren, zu leiten und zu verwalten. Das sind Fähigkeiten, die sie später bei der Mitbestimmung, bei der Kontrolle der Produktion, dringend brauchen.

Der Klassenkampf ist daher ein Stück echte, lebendige Demokratie. Er bringt Massen in Bewegung, die früher passiv waren und ihre eigenen Interessen nicht erkannten.

Der Klassenkampf ist aber auch ein Lernprozess für die arbeitenden Massen.

Diese erzieherische Rolle des Klassenkampfes, der die Funktion eines Lernprozesses für die breiten Massen erfüllt, ist im Ringen um den Sozialismus von größter Bedeutung: In der Stickluft des viel gepriesenen „sozialen Friedens“ vermag sich das Bewusstsein der arbeitenden Menschen, das von den Herrschenden mit den raffiniertesten Mitteln manipuliert wird, nicht weiterzuentwickeln. Es verkümmert und verspießert.

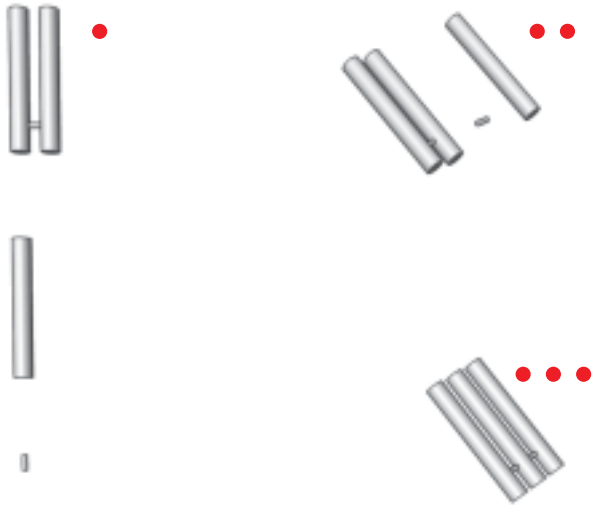
Dabei darf nicht übersehen werden, dass der Klassenkampf von oben auch dann geführt wird, wenn die ArbeiterInnen und Angestellten „brav“ sind, und auf soziale Auseinadersetzungen verzichten. Je „braver“ sie sind, desto rücksichtsloser verhält sich der/die KlassengegnerIn bei der Wahrnehmung ihrer Interessen. Wer daher den Verzicht auf den Klassenkampf in einer kapitalistischen Gesellschaft verlangt, tritt, ob ihm das bewusst ist oder nicht, dafür ein, dass es lediglich den Klassenkampf von oben geben soll.

Die Theorie von der „Sozialpartnerschaft“, die dem Klassenkampf gegenübergestellt wird, ist eine typische Vernebelungstheorie: Sie soll von den tiefreichenden, unversöhnlichen Gegensätzen zwischen den Klassen ablenken.

Persönlichkeit und Marxismus

6.

Ebenfalls 1932 wurden die drei Pfeile von der österreichischen Sozialdemokratie übernommen. Füge jetzt den rechten, langen Schaft hinzu, indem du diesen ebefalls mit einem mittelgrossen Stift verbindest. Wer macht Geschichte? Für wen?



Die bürgerliche Geschichtsbetrachtung stellt die Geschichte als eine Geschichte von Persönlichkeiten dar: DieseR KaiserIn war gut – also ging es den Menschen unter seiner/ihrer Herrschaft gut. JeneR KaiserIn war schlecht – also ging es ihren/seinen UntertanInnen schlecht. Diese Geschichtsauffassung können wir bei den Nazis genauso wie bei den bürgerlichen GegnerInnen des Nazismus beobachten.

Die Nazis vergötterten ihren „Führer“, alle vermeintlichen Segnungen des Dritten Reiches schrieben sie seiner Genialität, seiner Einmaligkeit, seinem Übermenschentum zu. Der Nationalsozialismus war für sie das Werk Hitlers.

Die bürgerlichen GegnerInnen des Nazismus sahen in Hitler den Teufel. Er war es, der alles Unglück über Deutschland, über Österreich, über ganz Europa gebracht hatte. Hätte es ihn nicht gegeben, so wäre der Menschheit namenloses Unglück erspart geblieben. Also auch die bürgerlichen GegnerInnen des Nazismus sahen und sehen im Dritten Reich ein Werk Hitlers, das Werk einer Persönlichkeit.

Die materialistische Geschichtsauffassung betrachtete die Rolle Hitlers ganz anders. Sie untersucht die Bewegung, die ihn zur Macht führte. Aus welchen Menschen bestand diese Bewegung, welcher Parolen bediente sie sich, von welchen Klassen wurde sie unterstützt? Und weiter fragt die materialistische Geschichtsauffassung: Was tat Hitler, als er zur Macht kam? Im Interesse welcher Klassen betrieb er seine Politik, führte er seinen Krieg?

Bei dieser Untersuchung, die wir hier nicht führen, sondern nur andeuten können, gelangt man/frau zu Ergebnissen, die sehr verschieden sind von denen der bürgerlichen Geschichtsbetrachtung. Es stellt sich heraus, dass Hitler, schon als er um die Macht kämpfte, die Interessen bestimmter Klassen der deutschen Gesellschaft vertrat. Es waren die Herren der Rüstungsindustrie, die Mächtigen des Finanzkapitals, die hinter ihm standen, die ihn unterstützten und mit reichlichen Geldmitteln versorgten.

Die Massen, die Hitler Gefolgschaft leisteten, die bei den Wahlen seine Partei wählten, waren vor allem Angehörige des KleinbürgerInnentums, Angehörige einer Klasse, die ständig zwischen ArbeiterInnenklasse und BürgerInnentum schwangt. Die durch die Krise verelendeten KleinbürgerInnen waren von einer tiefen antikapitalistischen Sehnsucht, von einem unklaren sozialistischen Wollen erfüllt. Sie wollten den Kapitalismus zerschlagen, hatten aber Angst vor dem Sozialismus, vor der ArbeiterInnenbewegung. Diese Massen wurden die Opfer Hitlers, sie fielen auf seine Demagogie herein.

In Hitlers Person verkörperten sich die beiden Klassen, die ihn zur Macht gebracht hatten: die KapitalistInnen und die verelendeten KleinbürgerInnen. In seinen Reden blieb er stets der wildgewordene Kleinbürger, der polternde Stammtischpolitiker. Seine Taten aber lagen im Interesse der mächtigsten deutschen KapitalistInnen, vor allem im Interesse der Rüstungsindustrie. Die bürgerliche Geschichtsauffassung tut so, als hänge das Verhalten der Menschen ausschließlich von ihnen selbst ab. Die materialistische Geschichtsauffassung beweist, dass das nicht zutrifft: Der menschliche Wille vermag viel - aber nur in bestimmten Grenzen. Nehmen wir ein Beispiel: Wenn vor hundert Jahren ein Mensch festen Willen hatte, in einigen Stunden von Wien nach Paris zu gelangen, so war ihm das nicht möglich, mochte sein Wille auch noch so stark sein. Der Wille allein konnte noch kein Flugzeug hervorbringen.

Die Kunst der marxistischen Politik besteht darin, in jeder Epoche durch genaueste Analysen festzustellen, was möglich und was nicht möglich ist, und danach ihre Haltung abzustimmen.

Die materialistische Geschichtsauffassung geht davon aus, dass die materiellen Verhältnisse, unter denen die Menschen leben, die Grundlage ihrer Beziehungen sind. Man/frau kann diesen Gedanken nicht klarer ausdrücken, als dies Engels tat, als er einmal schrieb: *„Die Menschen müssen erst essen und trinken, wohnen und sich kleiden, bevor sie Politik machen, Philosophie und Kunst treiben können.“*

Was die Menschen zu essen haben, wie sie wohnen, wie sie sich kleiden – das wirkt sich in sehr starkem Maße auf ihre politische, künstlerische und philosophische Tätigkeit aus. In der marxistischen Ausdrucksweise bezeichnet man/frau die wirtschaftlichen Beziehungen als den gesellschaftlichen Unterbau, das politische, künstlerische und philosophische Schaffen als den ideologischen Überbau. Der Überbau wird letzten Endes vom Unterbau bestimmt.

Aber man/frau darf sich dieses Verhältnis nicht als etwas Starres, immer Gleichbleibendes vorstellen. Es gibt auch eine Wechselwirkung: Gedanken, Ideen, geistige Strömungen, aus dem Unterbau hervorgehend, können unter bestimmten Bedingungen auf diesen zurückwirken, ihn verändern und umgestalten. Nehmen wir wieder ein Beispiel: Die Idee des modernen Sozialismus, die heute breite ArbeiterInnenmassen erfüllt, ist aus den gesellschaftlichen Verhältnissen des Kapitalismus entstanden, sie ist also aus dem „Unterbau“ zu verstehen. Wenn aber die Ideen des Sozialismus solche Macht erlangten, dass die ArbeiterInnen den Staat erobern, dann beginnt diese Idee den Unterbau selbst zu verändern, sie verwandelt die kapitalistische in die sozialistische Gesellschaft.

Die Worte Mensch und Menschlichkeit werden von den GegnerInnen des Marxismus mit Vorliebe missbraucht. In der marxistischen Sicht, so behaupten sie, wir der Mensch zu einem anonymen Rädchen im großen Getriebe der Ökonomie. Nicht er, sondern „Produktivkräfte“ und „Produktionsverhältnisse“ entscheiden über das Schicksal von Ländern und Kontinenten. Oft wird noch mit scheinheiliger Entrüstung hinzugefügt: Nach Marx vollzieht sich in der Gesellschaft alles zwangsläufig, auch der Sieg des Sozialismus. Nichts hängt daher vom Menschen ab. *„Die Persönlichkeit“*, heißt es im Aufsatz eines antimarxistischen Publizisten, *„ist im Marxschen Geschichtsbild nicht zu entdecken“* Der Trick der antimarxistischen KarikaturistInnen besteht darin, dass sie *„den Menschen“* Begriffe wie *„Produktivkräfte“* oder *„Produktionsverhältnisse“* gegenüberstellen, als handle es sich dabei um tote Dinge.

Aber Marx versteht darunter menschliche Beziehungen. Wenn in seinen Schriften vom Wachstum der Produktivkräfte die Rede ist, so sind damit natürlich auch die Menschen gemeint, die durch ihre Tätigkeit dieses Wachstum hervorrufen.

Und wenn von Produktionsverhältnissen – zum Beispiel von privatkapitalistischen – gesprochen wird, so haben wir es wieder mit Beziehungen zwischen lebenden Menschen – in unserem Fall zwischen ArbeiterInnen, die ihre Arbeitskraft verkaufen, und KapitalistInnen, die sie kaufen – zu tun.

Immer steht bei Marx der Mensch im Mittelpunkt. Allerdings nicht ein erfundener, im Laboratorium einer weltfremden Philosophie konstruierter Mensch, sondern ein wirklicher, wie wir ihn täglich auf der Straße oder im Betrieb begegnen. Und dieser wirkliche Mensch ist ausnahmslos ein gesell-

schaftliches Wesen: Er wurde unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen geboren (es ist zum Beispiel nicht gleichgültig, ob das in einem rückständigen oder industriell fortschrittlichen Land war), übernahm bereits als Kind von seinen VorfahrInnen, Eltern und LehrerInnen ein schweres Gepäck von Meinungen, Urteilen und Vorurteilen.

Und in der Gegenwart gehört dieser wirkliche Mensch zu einer bestimmten Klasse, ist den Einflüssen der öffentlichen Meinung ausgesetzt und kann daher seinen gesellschaftlichen Standort nicht völlig frei, sondern nur unter Berücksichtigung der angeführten Faktoren bestimmen, wobei die vorgefundenen Bedingungen, auf die er selbst keinen Einfluss hat, von Bedeutung sind.

In seiner Schrift *„Lohnarbeit und Kapital“* hat Karl Marx mit unmissverständlicher Deutlichkeit die Rolle der Menschen im Produktionsprozess beschrieben. Es heißt da unter anderem:*„In der Produktion wirken die Menschen nicht allein auf die Natur, sondern aufeinander ein.*

…Um zu produzieren, treten sie in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zueinander, und nur innerhalb dieser gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse findet ihre Einwirkung auf die Natur, findet die Produktion statt.“

Wie lächerlich der gegen Marx und die materialistische Geschichtsauffassung erhobene Vorwurf: *„ Der Mensch spielt bei den MarxistInnen keine Rolle,“* ist, geht aus jeder Zeile der marxistischen Literatur hervor. Aus der Fülle der Beispiele sei aus dem *„Elend der Philosophie“* von Karl Marx noch eine bezeichnende Stelle angeführt: *„Man/frau hat zwar ganz gut begriffen, dass die Menschen Tuch, Leinwand, Seidenstoffe unter bestimmten Produktionsverhältnissen anfertigen. Aber was man/frau nicht begriffen hat, ist, dass diese bestimmten sozialen Verhältnisse ebenso gut Produkte der Menschen sind, wie Tuch, Leinen usw.“*

Mit vollem Recht sagt der deutsche Sozialist Ernst Böse in seiner 1947 in Hamburg erschienen Studie über die materialistische Geschichtsauffassung: *„ Die ganze Geschichte ist bei Marx kein Produkt der Materie, sondern das Ergebnis des menschlichen Willens, der nur wirksam werden kann in den gesellschaftlichen Verhältnissen, die er vorfindet und zugleich umgestaltet.“*

Die VerfertigerInnen der Marxismus-Karikaturen haben freilich noch einen Einwand vorzubringen: Marx spricht von der Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Geschehens. Was vermag aber der menschliche Wille gegen historische Gesetze auszurichten? Wo es Zwangsläufigkeit gibt, ist doch die Persönlichkeit bedeutungslos bzw. ein Vollzugsorgan der gesetzmäßigen Entwicklung. Daher, so wird voreilig gefolgert, nimmt in der Marxschen Geschichtstheorie der Mensch eine dürftige Stellung ein.

Auch hier haben wir es mit einer Karikatur des Marxismus zu tun. Marx und Engels weisen nach, dass es in der gesellschaftlichen Entwicklung ebenso wie im Naturgeschehen eine Gesetzmäßigkeit gibt, die sorgfältig studiert werden soll. Aber sie haben niemals behauptet, dass sich diese gesellschaftlichen Gesetze mechanisch, ohne Einwirkung des menschlichen Tuns, vollziehen.

Im Gegenteil: Die Altmeister des Marxismus und ihre SchülerInnen wurden nicht müde zu betonen, wie riesengroß die Verantwortung der auf der geschichtlichen Bühne handelnden Menschen ist. Freilich fügten sie hinzu, dass diese handelnden Menschen nur dann die Folgen ihrer Handlungen vorraussehen und planen können, wenn sie die

gesellschaftliche Gesetzmäßigkeit begreifen.

Wer Marx gelesen hat, weiß, dass ein Köhlerglaube an die geschichtliche Zwangsläufigkeit in seinen Werken nicht zu entdecken ist. Er und Engels haben sogar mit der Möglichkeit gerechnet, dass die ausgebeutete Klasse gemeinsam mit der AusbeuterInnenklasse untergeht, in Barbarei versinkt, wenn es ihr nicht gelingt, die von der Geschichte gestellte Aufgabe zu verwirklichen.

Wo aber Marx vom nicht aufzuhaltenden Sieg des Sozialismus spricht, da geht er von der – für eineN leidenschaftlicheN RevolutionärIn verständlichen – Annahme aus, dass die ArbeiterInnenklasse fähig sein wird, diesen Sieg zu erkämpfen. Die Vorstellung einer automatischen Entwicklung, die zum Triumph des Sozialismus führen muss, ist zutiefst unmarxistisch. Gegen das Märchen von der Zwangsläufigkeit, das in den Karikaturen auf den Marxismus zu finden ist, spricht aber nicht zuletzt auch das Leben und Wirken von Marx selbst. Man/frau lese etwa seine Kritik am Gothaer Programm der Deutschen Sozialdemokratie oder den Briefwechsel mit Friedrich Engels und anderen FreundInnen. Aus diesen vorwiegend polemischen, in einer scharfen Sprache verfassten Dokumenten, sprechen die Sorgen, die sich der Revolutionär und Politiker Karl Marx über die Politik, Strategie und Taktik der jungen ArbeiterInnenbewegung macht.

Wie konnte Marx schimpfen über eine Konzession an den Opportunismus! Wie konnte er höhnen und spotten bei der Entdeckung einer falschen oder unklaren formulierten Stelle im Entwurf zum neuen Parteiprogramm! Und wie unbarmherzig ging er mit jenen ins Gericht, die die sozialistische Theorie verwässern und die Lehre vom Klassenkampf abschwächen wollten, die da meinten, man/frau könne leise, in Hausschuhen gewissermaßen, zum Sozialismus gelangen, ohne den/die KlassengegnerIn aufzuschrecken!

Was hätte das alles für einen Sinn gehabt, wenn Marx an die Zwangsläufigkeit eines sich automatisch vollziehenden Sieges des Sozialismus geglaubt hätte?

Die Menschen machen ihre Geschichte selbst.

Rosa Luxemburg, eine geniale Schülerin von Marx, hat in ihrer, während des ersten Weltkriegs geschriebenen *„Juniusbroschüre“*, dieses Märchen von der Zwangsläufigkeit eindrucksvoll widerlegt. Es heißt da in einer Studie Über die Marxsche Geschichtsauffassung: *„Der Sieg des sozialistischen Proletariats … ist an eherne Gesetze der Geschichte, an tausend Sprossen einer vorherigen, qualvollen und allzu langsamen Entwicklung gebunden. Aber er kann nimmermehr vollbracht werden, wenn aus all dem von der Geschichte zusammengetragenen Stoff der materiellen Vorbedingungen nicht der zündende Funke des bewussten Willens der großen Volksmassen aufspringt.“*

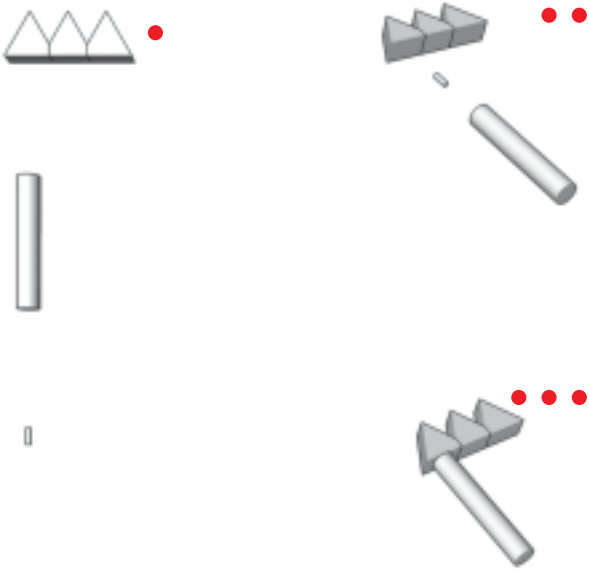
Das heißt mit anderen Worten: Der Sozialismus kommt nicht automatisch – auch dann nicht, wenn alle materiellen Vorbedingungen gegeben sind.

Ob *„der zündende Funke des bewussten Willens der großen Volksmassen aufspringt“* – das hängt von der Politik, der Aktivität, der Kühnheit und Opferbereitschaft der sozialistischen ArbeiterInnenbewegung ab.

Deshalb wurden Marx, Engels und ihre SchülerInnen nicht müde, zu erklären: Die Menschen machen ihre Geschichte selbst.

7.

In der Zeit des Faschismus waren sie ein beliebtes Symbol des Widerstandes. Mit einem kleinen Stift wird nun einer der kurzen Schäfte an der linken Spize befestigt. Ein Überblick über das Leben und Werk.



Der Personenkult, wie es ihn bei den KommunistInnen in der Stalinära gegeben hat, ist dem Sozialismus fremd: Wer die Befreiung der Menschen von allen Formen der Unterdrückung will, kann nicht gleichzeitig vor einem „Führer“ auf den Knien liegen. Aber das bedeutet nicht, dass die SozialistInnen die Rolle leugnen, die einzelne Persönlichkeiten auf der Bühne der Geschichte auch in der eigenen Bewegung spielen.

Wer die Befreiung der Menschen von allen Formen der Unterdruckung will, kann nicht gleichzeitig vor einem „Führer“ auf den Knien liegen.

Da die Menschen ihre Geschichte selbst machen, ist es von großer Bedeutung, welche von ihnen an der Spitze stehen oder durch ihre geistige Leistung das geschichtliche Geschehen beeinflussen. Es kommt lediglich darauf an, die Rolle der Persönlichkeit im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung zu begreifen. Jede isolierte Betrachtungsweise führt zu Fehleinschätzungen.

Aus der Ideengeschichte des Sozialismus ist die überragende Persönlichkeit Karl Marx nicht wegzudenken. Der sozialistische Historiker Franz Mehring hat dem Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, wie Marx oft bezeichnet wird, in einer meisterhaft geschriebenen Biographie ein literarisches Denkmal gesetzt. Wer den Menschen Karl Marx kennen lernen will, wer es nacherleben möchte, wie in hartem geistigem Ringen sein Werk entstand, der oder die sollte Mehrings Biographie von der ersten bis zur letzten Seite studieren. Dieses Buch ist eine Fundgrube marxistischer Erkenntnis, zugleich aber ein Dokument echter menschlicher Gesinnung.

Hier müssen wir uns mit ein paar biographischen Notizen begnügen: Karl Marx wurde am 5. Mai 1818 in Trier geboren.

Sein Vater, ein wohlhabender und gebildeter Rechtsanwalt, gehörte klassenmäßig zum BürgerInnentum. Der Hinweis auf diese soziale Herkunft macht uns darauf aufmerksam, dass Marx nicht unter der Peitsche der Not, sondern im geistigen Ringen um Erkenntnis zur ArbeiterInnenbewegung und zum Sozialismus kam. Allerdings lernte er in seinem späteren Leben als Wissenschafter, Publizist und Emigrant auch die Sorge um das tägliche Brot kennen.

Nach Beendigung des Gymnasiums in Trier bezog Marx die Universität, erst in Bonn, dann in Berlin und studierte Rechtswissenschaft, Geschichte und Philosophie. Seinen Anschauungen nach war Marx in seiner Studienzeit kein Marxist, kein Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, sondern er gehörte zu einem Kreis idealistischer Philosophen, die man/frau „*linke Hegelianer*“ nannte.

Allerdings stand er bereits damals in schärfster Opposition zu den reaktionären Spitzen der herrschenden Klasse und deren Regierung. Karl Marx wollte Universitätsprofessor in Bonn werden. Aber die reaktionäre, geistfeindliche Regierung, die eben den großen Philosophen Ludwig Feuerbach des Lehrstuhls beraubt hatte, zwang auch den jungen Marx auf die ProfessorInnenlaufbahn zu verzichten.

Damals konnte bei ihm bereits jene stark entwickelte Zivilcourage bemerkt werden, die ihn nie verlassen sollte: Marx war eher zu den größten materiellen Opfern als zu geistigen Konzessionen oder ideologischen Kompromissen bereit. *„Aussprechen, was ist“* – war die Devise, nach der er Zeit seines Lebens handelte.

Als Persönlichkeit war Karl Marx das Gegenstück eines so genannten „geschickten Politikers“: Er war nie bereit, den Leuten nach dem Munde zu reden oder sich den Vorurteilen seiner Zeit anzupassen. Er vertrat seine Meinung – auch wenn diese zunächst nicht verstanden wurde, und ihn von vielen seiner ZeitgenossInnen isolierte. Mit der glühenden Leidenschaft des echten Revolutionärs verfolgte Marx unnachgiebig jede Regung des Opportunismus, jede Tendenz geistiger Feigheit, jeden Versuch, bestehende Gegensätze zu verwischen.

In Köln gründeten 1842 fortschrittliche BürgerInnen des Rheinlandes die *„Rheinische Zeitung“*, deren Chefredakteur Karl Marx wurde. Die revolutionär-demokratische Richtung dieser Zeitung trat unter der Redaktion von Marx immer deutlicher hervor. Seine Artikel sind Meisterwerke des politischen Journalismus: In einer wuchtigen, an Bildern reichen Sprache, prangerte er die Heuchelei und Rückständigkeit eines Regimes an, das geistig im Mittelalter stecken geblieben war. Die Regierung unterwarf die *„Rheinische Zeitung“* zunächst einer scharfen Zensur, und verfügt schließlich ihre Einstellung. Die journalistische Tätigkeit hatte dem jungen Marx gezeigt, dass er mit den Fragen der Wirtschaft und der sozialen Entwicklung zu wenig vertraut war. Er beschäftigt sich nach dem Verbot der *„Rheinischen Zeitung“* vor allem mit diesen Wissensgebieten, die zur Grundlage seines späteren Wirkens werden. Im Jahre 1843 ging Marx nach Paris, um gemeinsam mit Arnold Ruge eine linke, radikal-demokratische Zeitschrift herauszugeben, die *„Deutsch-Französische Jahrbücher“* genannt wurde. Schwierigkeiten bei ihrer illegalen Verbreitung in Deutschland trugen wesentlich zur baldigen Einstellung bei. In seinen in den *„Deutsch-Französischen Jahrbüchern“* veröffentlichten Artikeln lernen wir Marx bereits als bewussten, auch vor den schärfsten Formulierungen nicht zurückschreckenden Revolutionär kennen. Er unterstreicht die Notwendigkeit einer Revolution gegen das absolutistische System.

„Die Waffe der Kritik“, heißt es in einem seiner Beiträge, *„kann die Kritik der Waffen nicht ersetzen …“* Mit beißendem Spott mach er sich über die Revolutionsangst der SpießbürgerInnen lustig.

„Die Waffe der Kritik“, heißt es in einem seiner Beiträge, „kann die Kritik der Waffen nicht ersetzen …“

Friedrich Engels, der 1844 nach Paris kam, wurde dort zum Freund und engsten Mitarbeiter von Karl Marx. Im scharfen, in allen grundsätzlichen Fragen kompromisslosen Kampf gegen die verschiedenen Richtungen und Tendenzen des utopischen und kleinbürgerlichen-naiven Sozialismus schufen Marx und Engels gemeinsam jene theoretischen Grundlagen der sozialistischen Bewegung, die später unter dem Namen Marxismus die Welt erschüttern sollten.

Im Jahre 1847 schlossen sie sich einer illegalen Organisation, dem *„Bund der*

Kommunisten“, an und nahem am Kongress dieses Bundes in London teil. In seinem Auftrag verfassten Marx und Engels das berühmte „*Kommunistische Manifest*“, das im Februar 1848 erschien. Vorher war Marx bereits als „gefährlicher Revolutionär“ aus Paris ausgewiesen worden und übersiedelte nach Brüssel. Als die Februarrevolution 1848 ausbrach, musste Marx auf Befehl der belgischen Regierung auch Brüssel verlassen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich kehrte er nach der Märzrevolution nach Deutschland zurück und wurde in Köln wieder Chefredakteur der neu erscheinenden „*Rheinischen Zeitung*“. Nach dem Sieg der Gegenrevolution wurde er als Revolutionär vor Gericht gestellt und schließlich aus seinem eigenen Land ausgewiesen. Er begab sich nach Paris, aber auch die französische Regierung war nicht bereit, dem politischen Emigranten Marx Asyl zu gewähren.

Er zog nach London, wo er bis zu seinem Tod lebte und arbeitete. Diese Übersiedlung war von größter Bedeutung, da England zu jener Zeit die am weitesten entwickelte kapitalistische Wirtschaft besaß. Sie diente Marx bei seinem Studium als Modell.

Die Bedingungen des Emigrantenlebens, die sich in dem Briefwechsel zwischen Marx und Engels widerspiegeln, waren hart und bedrückend. Die Not lastete auf der kinderreichen Familie Marx, und ohne die ständige finanzielle Hilfe seines Freundes Friedrich Engels wäre Karl Marx wahrscheinlich verhungert, auf jeden Fall hätte er seine großen wissenschaftlichen Werke nicht schreiben können.

In London verfasste er neben vielen anderen Schriften „*Das Kapital*“. die Vollendung dieses grundlegenden Werkes war ihm allerdings nicht mehr gegönnt. Als 1864 in London die *1. Internationale* gegründet wurde, war Marx die Seele dieser Organisation. Er verfasste ihre erste „*Adresse*“ und viele Resolutionen, Erklärungen und Manifeste.

Diese Übersiedelung war von größter Bedeutung, da England zu jener Zeit die am weitesten entwickelte kapitalistische Wirtschaft besaß. Sie diente Marx bei seinem Studium als Modell.

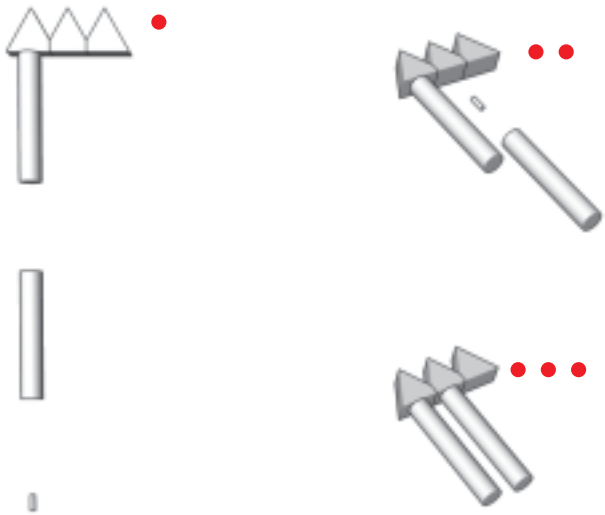
Die anstrengende Tätigkeit für die Internationale und die unermüdliche wissenschaftliche Arbeit untergruben seine Gesundheit. Er starb am 14. März 1883 und ist auf dem Highgate-Friedhof in London begraben.

Nach dem Tode von Karl Marx brachte Friedrich Engels den nur im Rohentwurf fertig gestellten zweiten und dritten Band des Marxschen „*Kapitals*“ heraus.

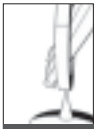
Victor Adler sagte später mit Recht: „*Engels hat seinem genialen Freund mit der Herausgabe von Band II und III des „Kapitals“ ein großartiges Denkmal gesetzt, auf dem er, ohne es beabsichtigt zu haben, seinen eigenen Namenszug mit unauslöschlichen Lettern eingetragen hat.*“

8.

Sie sind auch heute noch häufig anzutreffen. Ebenso verfährst du mit der mittleren Pfeilspitze. Über Mehrwert, Monopole und Krisen.



Was ist Kapitalismus?



Der Begriff Kapitalismus darf nicht zum Schlagwort werden. Für SozialistInnen, die sich die Aufgabe gestellt haben, das kapitalistische Gesellschaftssystem zu beseitigen und es durch das sozialistische zu ersetzen, ist eine klare Vorstellung über das Wesen, die Eigenarten und die Wandlungen des Kapitalismus unerlässlich.

Um einen Feind oder eine Feindin zu besiegen, muss man/frau ihn oder sie genau kennen, muss über seine oder ihre Stärken und Schwächen informiert sein. Auch jede Veränderung im feindlichen Lager gilt es zu registrieren. Zunächst ist es notwendig, den Unterschied zwischen kapitalistischen und vorkapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen herauszuarbeiten. Hat es doch den Kapitalismus nicht immer gegeben, sondern dieser ist das Produkt einer langen geschichtlichen Entwicklung. Unter vorkapitalistischen, mittelalterlichen Gesellschaftsverhältnissen haben die Menschen fast alles, was sie für ihren Unterhalt brauchten, selbst hergestellt oder von TaglöhnerInnen und hörigen Bauern und Bäuerinnen für den eigenen Gebrauch herstellen lassen. Was sie nicht selbst erzeugen konnten, wurde von HandwerkerInnen gemacht, die mit eigenen, primitiven Produktionsmitteln arbeiteten. Otto Bauer zitiert in einem seiner Vorträge über diese Zeit das heute kaum mehr bekannte Sprichwort: *„Ein Narr, der dem Schmied gibt, was er sich selbst verdienen kann.“*

Im Gegensatz zu dieser „geschlossenen Hauswirtschaft“, die freilich einen, auf wenige Produkte beschränkten Handel keineswegs ausschließt, steht die Produktion für den Markt, von Marx „Warenproduktion“ genannt. Unter Ware ist ein Gebrauchsgegenstand zu verstehen, der zum Zweck des Verkaufs – dieses Motiv ist entscheidend – erzeugt wird.

Die Erdäpfel, die der Bauer oder die Bäuerin für sich und seine oder ihre Familie verwendet, sind keine Ware. Nur jene Erdäpfel, die er/sie auf den Markt bringt, haben den Charakter einer Ware angenommen. Der wesentliche Unterschied zwischen vorkapitalistischen und kapitalistischen Verhältnissen besteht darin, dass unter den erstgenannten die meisten erzeugten Güter keine Ware sind, während im Kapitalismus die meisten Güter für den Markt erzeugt werden, also Warencharakter haben.

Marx unterscheidet innerhalb der Warenproduktion zwischen einfacher und kapitalistischer. Von einfacher Warenproduktion ist die Rede, wenn die EigentümerInnen der Produktionsmittel die für den Markt bestimmten Waren selbst erzeugen. Der kapitalistische Charakter der Warenproduktion ist dann gegeben, wenn die EigentümerInnen der Produktionsmittel die für den Markt bestimmten Waren von anderen, deren Arbeitskraft sie gekauft haben, herstellen lassen.

Der oder die SchusterIn, der oder die die von ihm oder ihr auf den Markt gebrachten Schuhe selbst erzeugt (vielleicht mit Hilfe eines Lehrlings oder GesellIn), gehört noch zu den TrägerInnen der einfachen Warenproduktion. Der oder die SchuhfabrikantIn, der oder die die für den Markt bestimmten Schuhe von ArbeiterInnen, die ihm oder ihr ihre Arbeitskraft verkauft haben, erzeugen lässt, ist bereits einE RepräsentantIn der kapitalistischen Warenproduktion.

Marx sagte voraus, dass der oder die große SchuhfabrikantIn den kleinen Schuster verdrängen wird, oder anders ausgedrückt: Die einfache Warenproduktion wird von der kapitalistischen verdrängt. Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Warenproduktion verwandelt sich Geld in Kapital. Geschichtliche Vorraussetzung dafür ist die Anhäufung (Akkumulation) einer bestimmten Geldsumme in den Händen einzelner Personen bei einem verhältnismäßig hohen Entwicklungsniveau der Warenproduktion

und das Vorhandensein von „freien ArbeiterInnen“ („frei“ hier im Gegensatz zu hörigen, an die Scholle gebundenen Bauern und Bäuerinnen), die den GeldbesitzerInnen ihre Arbeitskraft verkaufen, richtiger: verkaufen müssen, weil sie keine eigenen Produktionsmittel besitzen und auch über keine anderen Einnahmequellen verfügen. Der/die GeldbesitzerIn verkauft die Ware Arbeitskraft zu ihrem Wert, der, wie der Wert jeder anderen Ware, durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bestimmt wird, die zu ihrer Herstellung erforderlich ist (das heißt, durch die Unterhaltskosten der ArbeiterInnen und ihrer Familien). Hat der/die GeldbesitzerIn (jetzt richtigeR KapitalistIn genannt) die Arbeitskraft gekauft, so hat er/sie das Recht, sie zu gebrauchen, das heißt, sie zu zwingen, einen ganzen Tag, nehmen wir an 8 Stunden lang, zu arbeiten. Aber der/die ArbeiterIn erzeugt im Laufe von 4 Stunden – diese Ziffer hier nur als Beispiel gedacht – ein Produkt, durch das sein Lebensunterhalt bestritten wird. Im Laufe der übrigen 4 Stunden erzeugt er oder sie ein vom KapitalistInnen nicht bezahltes „*Mehr*“produkt oder den so genannten Mehrwert. Folglich muss man/frau vom Standpunkt des Produktionsprozesses zwei Teile des Kapitals unterscheiden: Das konstante Kapital, das für die Produktionsmittel (Maschinen, Werkzeuge, technische Anlagen, Rohmaterial usw.) verausgabt wird – sein Wert geht (auf einmal oder in Etappen) auf das fertige Produkt über –, und das variable Kapital, das für die menschliche Arbeitskraft verausgabt wird. Der Wert dieses Kapitals bleibt nicht unverändert, sondern nimmt im Arbeitsprozess zu, indem er den Mehrwert schafft. Die Aneignung dieses Mehrwertes durch den/die KapitalistIn – das ist der wesentliche Inhalt der Ausbeutung im kapitalistischen Wirtschaftssystem. In der sozialistischen Wirtschaft wird der/die ArbeiterIn freilich auch mehr Werte produzieren müssen, als er/sie zu seiner Erhaltung braucht. Aber über die Verwendung des „Mehrwertes“ entscheidet dann nicht einE KapitalistIn, dem/der es um den eigenen Profit geht, sondern die Gemeinschaft.

Die kapitalkräftigsten KapitalistInnen verwenden einen großen Teil des Mehrwertes für die neue, technisch verbesserte Produktion. Das verschafft ihnen ein gewaltiges Übergewicht über ihre schwächeren KonkurrentInnen, und führt schließlich zur Vorherrschaft der Großen auf allen Gebieten des kapitalistischen Wirtschaflebens. Aus dem Kapitalismus der freien Konkurrenz entwickelt sich der monopolistische Kapitalismus: Einige wenige, riesenstarke und international verfilzte Kapitalmonopole beherrschen die Wirtschaft der kapitalistischen Länder: Sie setzen die Preise fest, teilen die Absatzgebiete untereinander auf und machen die KapitalistInnen als UnternehmerInnen, als LeiterInnen der Produktion überflüssig, da in den Mammutunternehmungen die eigentliche Geschäftsführung von DirektorInnen und leitenden Verwaltungsfachleuten, kurz ManagerInnen, ausgeübt wird.

Nach Marx ist ein krisenfreier, sich harmonisch entwickelnder Kapitalismus nicht möglich. In der Marxschen Krisentheorie werden jene Entwicklungstendenzen bloßgelegt, die in gewissen Zeitabständen zu Wirtschaftskrisen führen: Die KapitalistInnen (und die Kapitalmonopole) sind daran interessiert, viel Kapital zu akkumulieren (anzuhäufen) und mit dessen Hilfe mehr, besser, rationeller zu produzieren. Aber die gleichen KapitalistInnen und Kapitalmonopole sind im Klassenkampf gegen „ihre“ ArbeiterInnen bemüht, deren Löhne so niedrig als möglich zu halten. Diese Beschränkung der Kaufkraft der breiten Massen führt bei steigender Produktion zu Absatzstockungen, die eine wesentliche Rolle bei der Auslösung von Wirtschaftskrisen spielen: „*Der letzte*

Grund aller wirklichen Krisen bleibt immer die Armut und Konsumationsbeschränkung der Massen gegenüber dem Trieb der kapitalistischen Produktion, die Produktivkräfte so zu entwickeln, als ob nur die absolute Konsumationsfähigkeit der Gesellschaft ihre Grenzen bildet.“ (Marx im „*Kapital*“). Neben dieser Hauptursache gibt es noch eine Reihe anderer, von Marx ausführlich behandelter Krisenursachen, die wir hier vernachlässigen müssen.

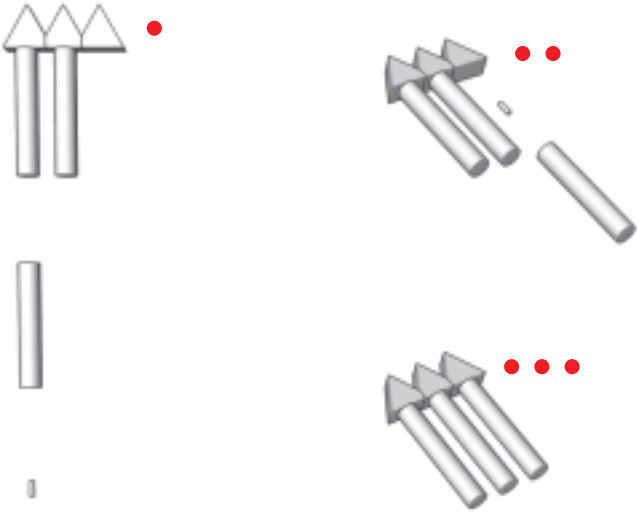
Aber die Krise führt nicht automatisch, nicht unabhängig vom menschlichen Verhalten, zum Zusammenbruch des Kapitalismus. Kapitalistische Warenproduktion, Aneignung des Mehrwerts, Konzentration des Kapitals, aus den Produktionsverhältnissen des Kapitals entspringende Krisen – all das sind in Marxscher Sicht von Menschen ausgelöste Vorgänge. Marx erwartet den Zusammenbruch des Kapitalismus daher nicht als zwangsläufige Folge einer mechanischen Gesetzmäßigkeit. Er war überzeugt, dass die kapitalistische Gesellschaft durch Aktionen – also geplante und spontane Handlungen bewusster Menschen – beseitigt werden wird. Auf Grund einer sorgfältigen Analyse der einzelnen Klassen und Schichten der bürgerlichen Gesellschaft kam er zu dem Ergebnis: Die wachsende, in den Betrieben der Großindustrie konzentrierte, an kollektives Wirken gewöhnte ArbeiterInnenklasse ist dank ihrer besonderen sozialen Lage dazu berufen, das Volk im Kampf gegen den Kapitalismus und im Ringen um eine sozialistische Gesellschaft zu führen.Die inneren Gegensätze des Kapitalismus schaffen nach Marx nur die objektiven Voraussetzungen für diese geschichtliche Tat. Der Kapitalismus, so lehrte er, hat in den modernen ProletarierInnen seine eigenen TotengräberInnen und zugleich das Bauvolk der kommenden Welt des Sozialismus hervorgebracht. Mit Recht stellen denkende SozialistInnen – im Gegensatz zu den an Marxzitaten klebenden DogmatikerInnen – die Frage: Welche Veränderungen hat der Kapitalismus seit dem Wirken von Marx durchgemacht? Wodurch unterscheidet sich dieser „Neokapitalismus“ vom klassischen Kapitalismus-Modell, wie wir es in den Schriften von Marx und Engels vorfinden? Dazu ist zunächst zu sagen, dass zwei wesentliche Einschätzungen von der Entwicklung eindruckvoll bestätigt wurden. Die Konzentration des Kapitals hat in allen fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern gewaltige Ausmaße erreicht: Einige wenige Monopole beherrschen das Wirtschaftsleben. Die kleinen KapitalistInnen wurden von den großen entweder „inhaliert“ oder bei Aufrechterhaltung ihrer formalen Selbständigkeit in ein drückendes Abhängigkeitsverhältnis zu den Mächtigen gebracht. Der monopolistische Charakter des modernen Kapitalismus wird heute übrigens auch von vielen nichtmarxistischen NationalökonomInnen und SoziologInnen festgestellt. Er ist einfach nicht zu übersehen.

Von einem „Freien Spiel der Kräfte“ kann nicht mehr die Rede sein. Als ebenso richtig hat sich Marxens Einschätzung des zahlenmäßigen Klassenkräfteverhältnisses zwischen der ständig wachsenden ArbeiterInnenschaft und den EigentümerInnen der Produktionsmittel erwiesen: In allen fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern bilden die so genannten Unselbständigen (das sind ArbeiterInnen und Angestellte, die keine Produktionsmittel besitzen und ihre Arbeitskraft daher verkaufen müssen) die große Mehrheit der berufstätigen Bevölkerung, während die selbstständigen LandwirtInnen, Kaufleute, HandwerkerInnen usw. an Zahl immer geringer werden. Auch hier bestätigen Soziologie und Statistik die Richtigkeit der Marxschen Voraussagen. Dennoch hat sich der Kapitalismus gewandelt. Sehen wir uns diesen gewandelten neuen Kapitalismus etwas näher an.

Der neue Kapitalismus

9.

Auf Fahnen, T-shirts, … Nachdem du auch den dritten kurzen Schaft angesteckt hast, bist du schon fast fertig. Was sich verändert hat, und warum doch alles beim alten geblieben ist.



In den großen, jahrzehntelangen Klassenkämpfen sind bemerkenswerte Veränderungen im Gesellschaftsgefüge des Kapitalismus herbeigeführt worden, die Marx nicht vorausgesehen hat und zu seiner Zeit nicht voraussehen konnte. Diese Veränderungen zu untersuchen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der MarxistInnen von heute.

Die dem Kapitalismus innewohnende Tendenz zur Verelendung der breiten Massen, die in den großen Wirtschaftskrisen der Vergangenheit dramatische Formen annahm, ist durch den Kampf der ArbeiterInnen und Angestellten um soziale Verbesserungen weitgehend überwunden worden.

Wenn auch die im Kampf errungenen sozialen Verbesserungen stets von neuem bedroht sind, so kann dennoch gesagt werden, dass es in keinem fortschrittlichen kapitalistischen Land in der Gegenwart eine total verelendete ArbeiterInnenklasse gibt.

Der Aufstieg der arbeitenden Menschen ist aber – das kann nicht oft genug betont werden – in keinem dieser Länder auf das Entgegenkommen der KapitalistInnen (zwecks Irreführung auch „Sozialpartner“ genannt) zurückzuführen, sondern das Ergebnis harter Klassenkämpfe: Nichts wurde den ArbeiterInnen und Angestellten geschenkt. Stets haben sich die KapitalistInnen dem sozialen Fortschritt widersetzt. Jede Stunde Arbeitszeitverkürzung musste ihnen abgerungen werden.

Der neue Kapitalismus unterscheidet sich vom alten aber auch dadurch, dass er Elemente der wirtschaftlichen Planung, Lenkung und staatlichen Intervention enthält. Die moderne bürgerliche Nationalökonomie, zu deren bedeutendsten Köpfen Keynes gehörte, hat, inspiriert von marxistischen Erkenntnissen, ein Wirtschaftsinstrumentarium entwickelt, das es kapitalistischen Staaten möglich macht, Wirtschaftskrisen einzudämmen und zumindest in gewissen Zeitabständen die Vollbeschäftigung aufrechtzuerhalten. Das ist eine bedeutsame Veränderung, die nicht bagatellisiert werden darf.

Aber beeilen wir uns, hinzuzufügen: Diese Planungs- und Lenkungsmaßnahmen des „Neokapitalismus“ sind weit davon entfernt, sozialistisch zu sein.

Sie werden meist nur zögernd und inkonsequent angewendet, weil einflussreiche Gruppen des Kapitals an einer gewissen Arbeitslosigkeit interessiert sind, um die Kampfkraft der Gewerkschaften zu schwächen und die Position der ArbeiterInnenklasse im Ringen um die Verteilung des Sozialproduktes zu erschüttern, Vollbeschäftigung, so lautet eine These der KapitalistInnen, untergräbt die Arbeitsmoral.

Vor allem darf aber nicht übersehen werden, dass der „Neokapitalismus“ eine autoritäre, von TechnokratInnen und ManagerInnen beherrschte Planung vorsieht, und sich, solange er kann, gegen die Forderung nach betrieblicher und überbetrieblicher Mitbestimmung zur Wehr setzt: Die Angehörigen jener Klasse, die die große Mehrheit der berufstätigen Bevölkerung umfasst, sollen im Betrieb und in der Wirtschaft weiterhin UntertanInnen sein. Das Privileg der Macht teilen sich UnternehmerInnen und ManagerInnen, wobei die letzteren immer größere Bereiche bekommen und immer selbstbewusster werden.

Typisch für die Wirtschaftspolitik des modernen, sich sozial gebärdenden „Neokapitalismus“ ist die Vergeudung von materiellen Werten. Phantastische Summen werden für Reklamezwecke ausgegeben. Mit raffiniertesten Mitteln der Werbepsychologie, die sich auch tiefenpsychologischer Erkenntnisse bedient, werden die KonsumentInnen manipuliert.

Hier entsteht eine neue Form der kapitalistischen Ausbeutung: Der/die manipulierte KonsumentIn kauft Waren, die er/sie nicht braucht und die auch kein echtes Bedürfnis befriedigen.

Der Kauf erfolgt unter psychologischem Druck. Es wurde ihm/ihr suggeriert, dass diese oder jene Anschaffung sein/ihr Prestige erhöht, ihn/sie in den Augen der NachbarInnen und BerufskollegInnen besser dastehen lässt etc.

Diese besondere Form der KonsumentInnenausbeutung hat dazu geführt, dass in den „neokapitalistischen" Ländern mit dem höchsten Lebensstandard (besonders gilt das für die USA) eine zutiefst unglückliche Bevölkerung lebt: Bei ständig steigender Kriminalität und ebenso ständig steigender Zunahme der Geisteskrankheiten jagen die manipulierten und verschuldeten Menschen Waren nach, die aufgehört haben, Gebrauchsgüter zu sein, denen nur mehr die Bedeutung von Statussymbolen" zukommt, das heißt, man/frau will sie besitzen, um damit renommieren zu können.

Hier haben wir es mit einer gespenstischen Form der Entfremdung zu tun. Hinzu kommt, dass diese verschuldeten KonsumentInnen in gewissen Zeitabständen von „Rezessionen" (Wirtschaftsrückschlägen) und Währungskrisen hart getroffen werden.

Von einer krisenfreien Wirtschaft kann daher auch unter „neokapitalistischen" Bedingungen keine Rede sein.

Die größte Gefahr, die vom neuen oder, wie es vielleicht richtiger heißen sollte, vom Spätkapitalismus ausgeht, besteht aber darin, dass er starke Tendenzen aufweist, die Rüstung zum Krieg mit seiner Wirtschaftspolitik zu koppeln.

Auf die Gefahr hat bereits nach 1945 Paul Sering in seinem Buch *„Jenseits des Kapitalismus"* aufmerksam gemacht. Er schildert überzeugend die ökonomischen Gründe, die das Kapital veranlassen, staatliche Aufträge für Rüstungszwecke allen anderen Aufträgen vorzuziehen.

„Wohlfahrtsplanung ist nur durch direkte Hebung des Einkommensanteils der arbeitenden Schichten möglich, und das bedeutet automatische Senkung des Einkommensanteils, der auf Kapitaleigentum beruht und dessen Quellen der kapitalistische Profit ist. Wir stoßen hier auf das grundlegende Dilemma aller kapitalistischen Produktionen: die Abhängigkeit jeder Produktionssteigerung von wachsendem Verbrauch einerseits, wachsendem Profit andererseits.

Die Ausschaltung dieses Dilemmas durch Planung kann nur dort gelingen, wo ein wesentlicher Teil der Investitionen planmäßig in Richtungen gelenkt wird, die vom Verbrauch der arbeitenden Massen unabhängig sind: die Produktion von Bomben hat gegenüber der Produktion von nützlicheren Dingen den Vorteil, dass ihr Verkauf nicht von der Höhe der bezahlten Löhne abhängt."

Bei der Beurteilung des gewandelten Spätkapitalismus darf ein wesentliches Moment nicht übersehen werden: Nur eine Minderheit der Menschheit lebt in den Ländern, die jenen relativen und problematischen Wohlstand genießen, der von den AdvokatInnen des „Neokapitalismus" gepriesen wird. Gleichzeitig wachsen der Hunger, das Elend, die chronische Unterernährung in der so genannten Dritten Welt.

Die Verelendung, die es in ihrer krassen Form in den fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern nicht mehr oder nur noch für diskriminierte Minderheiten gibt, beherrscht die riesigen Flächen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, also jene Gebiete, wo die Mehrheit der Menschen lebt.

Während der moderne Kapitalismus gigantische materielle Werte vergeudet und nicht einmal davor zurückschreckt, Lebensmittel zu vernichten, verhungern auf anderen

Kontinenten Frauen und Männer, Kinder und GreisInnen.

Die mit neokolonialistischen Plänen verknüpfte „Entwicklungshilfe“ vermag den Hunger in der Welt nicht zu stillen. Es zeigt sich immer deutlicher, dass die reichen Industrieländer des Westens, solange sie kapitalistisch sind, auf die verzweifelten Fragen der Massen in den so genannten Entwicklungsländern keine Antwort geben können. **Es ist daher eine Lüge, wenn die AdvokatInnen des „Neokapitalismus“ behaupten: *„Wir leben in einer Wohlstandsgesellschaft.“***

Wer als HumanistIn in der ganzen Menschheit eine Familie erblickt, wird es nicht wagen, von einer „Wohlstandsgesellschaft“ zu reden, solange die meisten Familienmitglieder bittere Not leiden und viele von ihnen vom Hungertod bedroht sind.

Sagen wir es noch klarer: Wer die Bilder hungernder und verhungernder Kinder aus asiatischen oder afrikanischen Ländern betrachtet, erkennt schaudernd, dass die Menschheit der Barbarei näher ist, als der „Wohlstandsgesellschaft“ satter SpießerInnen. Aus der Auseinandersetzung über die Wandlungen des Kapitalismus ergeben sich einige Antworten auf die für uns so wichtige Frage: ***Warum sind wir SozialistInnen?***

Wir sind SozialistInnen, weil wir die Entwicklung des Kapitalismus, die seit Marx weiter gegangen ist, aufmerksam beobachtet haben. Das Ergebnis unserer Beobachtungen lässt sich in einem Satz zusammenfassen:

Der neue oder gewandelte Kapitalismus (Auch „Neokapitalismus“ genannt) hat nicht aufgehört, eine menschenunwürdige Gesellschaft zu sein, die jede Humanistin und jeden Humanisten zum Protest herausfordert.

Wir sind SozialistInnen, weil wir eine Planung und Wirtschaftslenkung, die nicht mit echter Mitbestimmung für die Arbeitenden verbunden ist, ablehnen. Wir sehen in einer Machtfülle für TechnokratInnen, BürokratInnen und ManagerInnen eine Gefahr für die Demokratie.

Wir sind SozialistInnen, weil wir die Vergeudung und Zerstörung materieller Werte angesichts des Hungers von Millionen Menschen für ein Verbrechen gegen die Menschheit halten. Der moderne Vergeudungskapitalismus ist in unserer Sicht zutiefst unmoralisch.

Wir sind SozialistInnen, weil wir der Meinung sind, dass der (relative und problematische) Wohlstand in den hoch entwickelten kapitalistischen Industrieländern des Westens auf Kosten der so genannten Entwicklungsländer erworben wurde, die auch heute benachteiligt und diskriminiert werden, vor allem im Bereich des Welthandels.

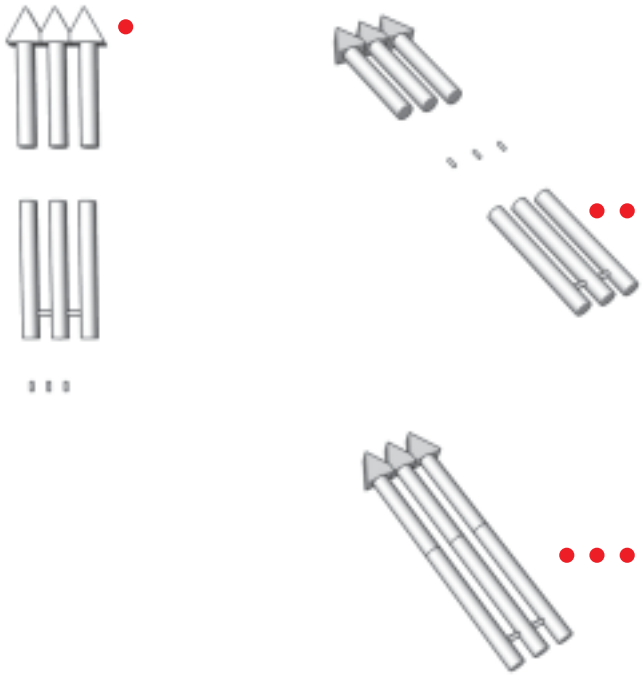
Wir sind SozialistInnen, weil wir erkannt haben dass die Hebung des Lebensstandards unter kapitalistischen Eigentumsverhältnissen nicht zu einem geistigen und kulturellen Aufstieg führt: In den für den „Neokapitalismus“ typischen Ländern (USA in erster Linie) ist eher das Gegenteil der Fall: Die Manipulation macht die Menschen zu Objekten einer profitgierigen Vergnügungs- und Verdummungsindustrie.

SozialistIn sein bedeutet daher: *den Kapitalismus auch in seiner modernen, gewandelten Form abzulehnen und alle Versuche, die ArbeiterInnenklasse in die bestehende Gesellschaft zu integrieren, zu bekämpfen.*

Wer sich mit dieser Gesellschaft versöhnt, hört auf, SozialistIn zu sein.

10.

Oder z.B. in dieser Broschüre. Nun verbindest du die Schäfte miteinander. Nimm dazu ebenfalls drei mittellange Stifte. Warum der Sozialismus nicht von selbst kommt.



Auf die Frage nach dem Weg zum Sozialismus gibt es in den Schriften von Marx und Engels nur eine allgemeine, man/frau könnte auch sagen zurückhaltende Antwort: Ein Marxsches Kochbuch, das Rezepte für die Verwirklichung des Sozialismus enthält ist nie geschrieben worden. Wir müssen und daher – auch wenn es anstrengend ist – die eigenen Köpfe zerbrechen, wobei die marxistische Untersuchungsmethode eine unschätzbare Hilfe bedeutet.

Marx und Engels haben lediglich darauf hingewiesen, dass die Enteignung der privaten EigentümerInnen der Produktionsmittel und deren Verwandlung in Gemeineigentum eine Voraussetzung für den Aufbau des Sozialismus ist. Und sie haben betont, dass eine sozialistische Gesellschaft, worunter sie eine Gesellschaft ohne Klassen verstanden, nicht von heute auf morgen entstehen und vor allem nicht von irgendeiner Instanz dekretiert werden kann. Eine Periode des Übergangs war ihrer Meinung nach unvermeidlich. Und diese Übergangsperiode bezeichneten sie als **„Diktatur des Proletariats“**.

Es gibt ängstliche SozialistInnen, die sich scheuen, diese Worte auszusprechen, weil sie fürchten, die bürgerlichen GegnerInnen werden sie gegen uns ausnützen.

Als Marx und Engels den Begriff „Diktatur des Proletariats“ prägten, hatte das Wort Diktatur noch eine ganz andere Bedeutung als heute. Man/frau verstand darunter nicht ein barbarisches Schreckensregime, wie wir es unter dem Faschismus erlebt haben, und auch nicht ein terroristisches Polizeiregime, wie es sich unter Stalin in der Sowjetunion herausgebildet hat, sondern der Begriff Diktatur wurde lediglich mit Herrschaft übersetzt. Im Kapitalismus gab es nach Marx und Engels die „*Diktatur der Bourgeoisie*“ (des GroßbürgerInnentums, der KapitalistInnen) und dieser stellten sie die Diktatur (= Herrschaft) des Proletariats (ArbeiterInnenklasse) gegenüber.

Niemals haben Marx und Engels unter „Diktatur des Proletariats“ eine Diktatur der Bürokratie über und gegen die ArbeiterInnen verstanden.

Aus Marx’ Schrift über die Pariser Kommune (1871) geht eindeutig hervor, dass er und Engels unter der Diktatur des Proletariats eine sozialistische Demokratie verstanden, die weitgehende Freiheit für die große Mehrheit bedeutet, aber die auch bereit ist, harte Maßnahmen gegen die gestürzte Minderheit der Privilegierten, der ehemaligen AusbeuterInnen, anzuwenden. Niemals haben Marx und Engels unter „Diktatur des Proletariats“ eine Diktatur der Bürokratie über und gegen die ArbeiterInnen verstanden. Dennoch scheint es richtig zu sein, in der Gegenwart auf den Begriff „Diktatur des Proletariats“ zu verzichten, weil er nur zu Missverständnissen führen könnte. Nach all dem furchtbaren, was sich unter Hitler und den anderen Diktatoren ereignet hat, ist das Wort Diktatur zutiefst kompromittiert. Auch wir als SozialistInnen denken, wenn wir es hören, an die stalinistischen Hexenprozesse oder an die Konzentrationslager und Gaskammern im Dritten Reich.

Übrigens hat auch der Begriff Kommunismus heute eine andere Bedeutung als

bei Marx und Engels. Damals verstand man/frau darunter die höchste Phase der sozialistischen Gesellschaft. Der *„Bund der Kommunisten“* und das *„Kommunistische Manifest“* leiten ihre Namen von der sozialistischen Zielsetzung ab. Heute versteht man/frau unter Kommunismus bestimmte politische Parteien und Regime, mit denen wir uns noch beschäftigen werden.

Wie die Vergesellschaftung der Produktionsmittel erfolgen soll, welche Einrichtungen sie notwendig macht, darüber finden wir fast nichts bei Marx und Engels, außer einigen Hinweisen auf die Erfahrungen der Pariser Kommune.

Mit Recht wird daher bei Diskussionen oft die Frage gestellt: Warum hat Marx dicke Werke über den Kapitalismus geschrieben, uns aber nicht gesagt, wie eine sozialistische Wirtschaft und Gesellschaft funktionieren sollen? Diese Schwäche des Marxismus ist zugleich seine Stärke: Marx und Engels haben – im Gegensatz zu den utopischen SozialistInnen – keine Pläne einer sozialistischen Zukunftsgesellschaft am Schreibtisch konstruiert, weil sie der Überzeugung waren, der Sozialismus werde das Werk der arbeitenden Massen selbst sein.

Und diese Massen, geführt von einer bewussten Vorhut, können nur in einem langen, widerspruchsvollen Prozess aus den eigenen Erfahrungen lernen.

Unter den österreichischen SozialistInnen war vor allem Otto Bauer, der große Denker der austromarxistischen Schule, jener, der konkrete Vorstellungen für den Weg zum Sozialismus entwickelte, die auch heute wert sind, beachtet zu werden.

Otto Bauer war der Meinung, dass die auf demokratischen Weg zur Macht gekommenen SozialistInnen damit beginnen müssen, die wichtigsten und größten Produktionsmittel (nicht etwa alle) aus dem Eigentum der KapitalistInnen und Konzerne in Gemeineigentum zu überführen. Aber diese Veränderung der Eigentumsverhältnisse soll nicht in jeden Fall Verstaatlichung bedeuten: Nur bestimmte Bereiche der Produktion, vor allem der Schwerindustrie, sind für die Übernahme durch den Staat geeignet. In anderen Bereichen, zum Beispiel in der Fertigung von Konsumgütern, sind andere Eigentumsformen, kommunale, genossenschaftliche, der Verstaatlichung vorzuziehen.

Der Weg zum Sozialismus führt also nach Otto Bauer nicht über die totale Verstaatlichung, sondern eine Vielfalt von gemeinwirtschaftlichen Eigentumsformen erweist sich als zweckmäßig, wobei gewisse Bereiche, wie die persönlichen Dienstleistungen in privaten Händen bleiben können, ohne dadurch den Sozialismus zu gefährden.

Otto Bauer wurde auch nicht müde, darauf aufmerksam zu machen, dass die bloße Änderung der Eigentumsverhältnisse nicht genügt, sondern dass in der gesamten Wirtschaft und in jedem einzelnen Betrieb die Beziehungen zwischen den Menschen grundlegend geändert werden müssen. Wir wollen von uns aus hinzufügen: Autoritärere Strukturen kann es nicht nur unter privatkapitalistischen Bedingungen geben. Es ist auch vorstellbar, dass in einem verstaatlichten Betrieb oder in einem vergenossenschaftlichen Unternehmen der/die DirektorIn und die anderen SpitzenmanagerInnen einen „Herr-im-Haus“-Standpunkt einnehmen und daher die Beschäftigten nicht das Recht haben, mitzureden und mitzubestimmen.

Der Übergang zum Sozialismus erfordert eine Demokratisierung aller gesellschaftlichen Bereiche vor allem der Arbeitsstätten. Daher genügt es nicht, die Eigentumsverhältnisse zu ändern – so wichtig dieser Akt

auch ist – sondern es ist ebenso notwendig, die „Herr-Untertan"-Beziehung zu beseitigen was nur durch eine weitgehende betriebliche und überbetriebliche Mitbestimmung möglich ist.

Der/die ArbeiterIn und Angestellte darf sich nicht mehr als anonymes, den „Oberen" hilflos ausgeliefertes Rädchen fühlen, sondern muss das Bewusstsein haben, dass er/sie das Geschehen auch im eigenen Betrieb mitgestaltet. Jede Befehlwirtschaft widerspricht dem Wesen und Sinn des Sozialismus.

Bürokratisches Kommando kann nicht sozialistische Gesellschaftsformen hervorbringen, sondern führt, wenn es kein privatkapitalistisches Eigentum an den Produktionsmittel mehr gibt, zur Entartung des Sozialismus, zur Herausbildung einer privilegierten Schicht, die sich immer weiter von den Massen entfernt.

Die Gefahr einer solchen bürokratischen Fehlentwicklung ist vor allen in der Übergangszeit, wo wir es nicht mit Generationen zu tun haben, die im Kapitalismus herangewachsen sind, riesengroß. Belehrt durch bittere geschichtliche Erfahrungen wissen wir, dass nach dem Sturz des Kapitalismus nicht der Sozialismus kommen „muss", sondern lediglich die Chance besteht, ihn zu verwirklichen. Er kann sich auch auf der Grundlage einer nichtkapitalistischen Wirtschaft ein bürokratisch-terroristisches Regime etablieren, das die große Idee des Sozialismus diskreditiert.

Der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus ist daher ein kühnes Experiment. Der Erfolg hängt neben objektiven Faktoren nicht zuletzt von der Wachsamkeit der SozialistInnen ab, von ihrer Fähigkeit, die führenden Leute aus den eigenen Reihen zu kontrollieren und vor der Entartung zu bewahren. Manche SozialistInnen werden ungeduldig, wenn von diesen Gefahren nach dem Sturz des Kapitalismus die Rede ist.

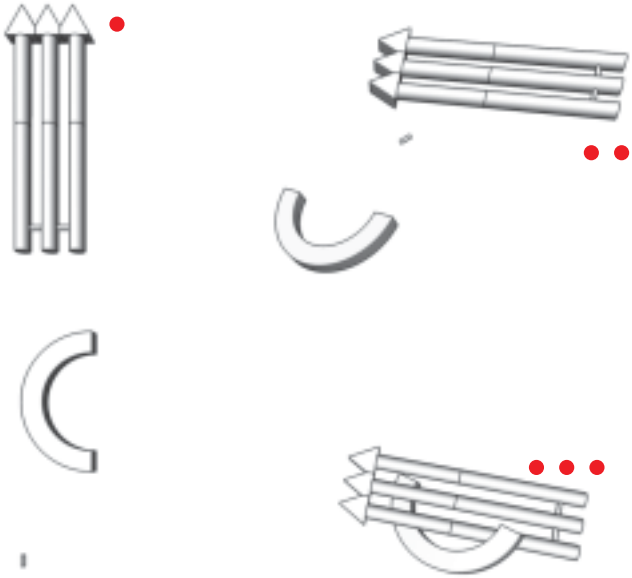
Die sozialistische Bewegung von heute wird nur dann glaubwürdig sein und ernst genommen werden, wenn sie sich eingehend mit dem beschäftigt, was nach dem Kapitalismus kommen soll. Die bloße Verneinung der bestehenden Gesellschaft ist kein Programm!

„*Unser Problem*", so geben sie zu bedenken, „*besteht doch darin, wie wir mit den KapitalistInnen fertig werden. Ist dazu eine Revolution notwendig, oder kann das Ziel auch durch Reformen erreicht werden?*"

Bevor wir uns der Beantwortung dieser Fragen zuwenden, sei den Ungeduldigen entgegnet: Die sozialistische Bewegung von heute wird nur dann glaubwürdig sein und ernst genommen werden, wenn sie sich eingehend mit dem beschäftigt, was nach dem Kapitalismus kommen soll. Die bloße Verneinung der bestehenden Gesellschaft ist kein Programm!Hier unterscheidet sich die Situation zeitgenössischer SozialistInnen grundlegend von jener, in der sich Marx und Engels befanden. Nachdem was unter Stalin im Namen des Sozialismus verbrochen wurde, ist es nicht mehr möglich, nur im Kapitalismus die GegnerInnen zu sehen. Die unversöhnliche Opposition zum kapitalistischen Gesellschaftssystem darf nicht zur Unterschätzung jener Gefahren führen, die aus bürokratischen und autoritären Quellen des eigenen Lagers kommen, die sich also jenseits des Kapitalismus befinden.

11.

Jetzt verbindest du den unteren Halbkreis mit den fertigen drei Pfeilen. Nimm dazu einen grossen Stift. Warum sich beide nicht gegenseitig ausschliessen.



Reform und Revolution

In der Vergangenheit hat es in der internationalen ArbeiterInnenbewegung einen jahrzehntelangen Streit über die Frage: Reform oder Revolution? gegeben. Die so genannten ReformistInnen (auch RevisionistInnen genannt), deren bedeutendster Theoretiker der deutsche Sozialdemokrat Eduard Bernstein war, stellten das sozialistische Ziel in den Hintergrund. Ihnen bedeutete die Bewegung, die Reformen durchsetzt, alles. In den Sozialismus, so entgegneten sie auf den Vorwurf, das Ziel vergessen zu haben, werde man/frau *„friedlich hineinwachsen"*.

Über die Entwicklung des Kapitalismus hatten die „BernsteinianerInnen" eine naive, fast könnte man/frau sagen idyllische Vorstellung. Sie meinten, die Zeit großer Erschütterungen sei zu Ende, die Klassengegensätze würden sich abschleifen, und auch große Kriege werde es in einem „vernünftig" gewordenen Kapitalismus nicht mehr geben.

Diese Prognosen wurden von Eduard Bernstein vor dem Ersten Weltkrieg in der Auseinadersetzung mit dem linken, auf dem Boden des Marxismus stehenden Flügel der ArbeiterInnenbewegung entwickelt. Die seither eingetretenen Ereignisse haben Bernstein grausam widerlegt: Es gab zwei Weltkriege, die russische Revolution, Revolutionen und Gegenrevolutionen in Mitteleuropa, die große Wirtschaftskrise und die Katastrophe des Faschismus.

Was sich gegenwärtig in der so genannten Dritten Welt ereignet, passt ebenso wenig in das Schema der Bernsteinschen Illusionen vom „friedlich" und „vernünftig" gewordenen Kapitalismus. In einem hat Bernstein freilich recht behalten: Der Spielraum für die Durchsetzung von Reformen ist im Spätkapitalismus wesentlich größer als die meisten MarxistInnen angenommen haben. Es kann nicht geleugnet werden, dass in den fortgeschrittenen Industrieländern für die ArbeiterInnen und Angestellten mehr auf sozialpolitischem Gebiet erreicht werden konnte, als die PionierInnen der ArbeiterInnenbewegung zu träumen gewagt hatten.

Was sich gegenwärtig in der so genannten Dritten Welt ereignet, passt ebenso wenig in das Schema der Bernsteinschen Illusionen vom „friedlich" und „vernünftig" gewordenen Kapitalismus.

Aber machen diese Reformen die Revolution überflüssig? Bevor wir diese Frage beantworten, ist es notwendig, die Begriffe Reform und Revolution zu erklären.

Unter Reform verstehen wir eine günstige Veränderung, eine Verbesserung, die das Grundübel aber nicht beseitigt. Unter Revolution verstehen wir eine grundlegende, bis an die Wurzel reichende Umwälzung. Nehmen wir ein Beispiel, das uns besser als jede Definition den Unterschied zwischen Reform und Revolution veranschaulichen wird: Die Einführung des Acht-Stunden-Tages war eine Reform, keine Revolution. Warum? Weil die Herabsetzung der Arbeitszeit eine Veränderung, eine Verbesserung, bedeutete, aber das Prinzip der kapitalistischen Ausbeutung nicht berührte: Auch in der achtstündigen Arbeitszeit blieb das Verhältnis zwischen KapitalistIn und ProletarierIn das gleiche: dieseR wurde von jenem/jener ausgebeutet.

Was für den Achtstundentag gilt, gilt für alle anderen sozialen Errungenschaften: Urlaubsrecht, BetriebsrätInnengesetz, Sonntagsruhe, Jugendschutz usw. All das sind Reformen, die wohl das Leben des arbeitenden Volkes änderten, aber die Struktur der Gesellschaft nicht prinzipiell verändern und daher keine Revolution bedeuten.

Hüten wir uns vor der weit verbreiteten Meinung, wonach das entscheidende Merkmal der Revolution blutiger bewaffneter Kampf ist. Es hat in der Vergangenheit blutige, bewaffnete Revolutionen gegeben. Aber das schließt die Möglichkeit unblutiger, nur mit politischen Waffen kämpfender Revolutionen keineswegs aus. Der Unterschied zwischen Reform und Revolution besteht nicht darin, dass diese unbedingt blutig und jene stets friedlich ist. Der Unterschied bezieht sich – das kann nicht klar genug herausgearbeitet werden – auf den Grad der erzielten Veränderung. In der theoretischen Darstellung ist es notwendig, Reform und Revolution einander schroff gegenüberzustellen. Nur so kann der Unterschied zwischen beiden illustriert werden. In der Wirklichkeit gibt es weniger schroffe Gegensätze als im Laboratorium der Theorie. Da finden sich sehr häufig Übergänge und Kombinationen, da sind die Grenzen nicht fest, sondern fließend. Der Kampf um Reformen kann daher mit der revolutionären Bewegung, die die Revolution vorbereitet, zusammenfallen. Im Laufe der Entwicklung wächst die eine Kampfform in die andere hinüber: Heute wird noch um eine Reform gerungen, morgen schlägt dieser Kampf bereits in die Revolution um. In den hoch entwickelten Industrieländern des Spätkapitalismus muss der Begriff „Revolution“ frei von Romantik untersucht werden. Es ist kaum anzunehmen, dass es in einem dieser Länder eine Revolution geben wird, die dem russischen oder dem chinesischen Modell entspricht. Auch lateinamerikanische Revolutionsmodelle sind auf den modernen Spätkapitalismus nicht übertragbar. Wer davon schwärmt, ist nicht MarxistIn, sondern lediglich romantisch veranlagt.

Die Revolution in einem spätkapitalistischen Land ist nur vorstellbar als ein komplizierter Prozess von Strukturveränderungen, die letzten Endes zur Herausbildung der neuen, sozialistischen Gesellschaft führen.

Der Kampf um Reformen kann daher mit der revolutionären Bewegung, die die Revolution vorbereitet, zusammenfallen.

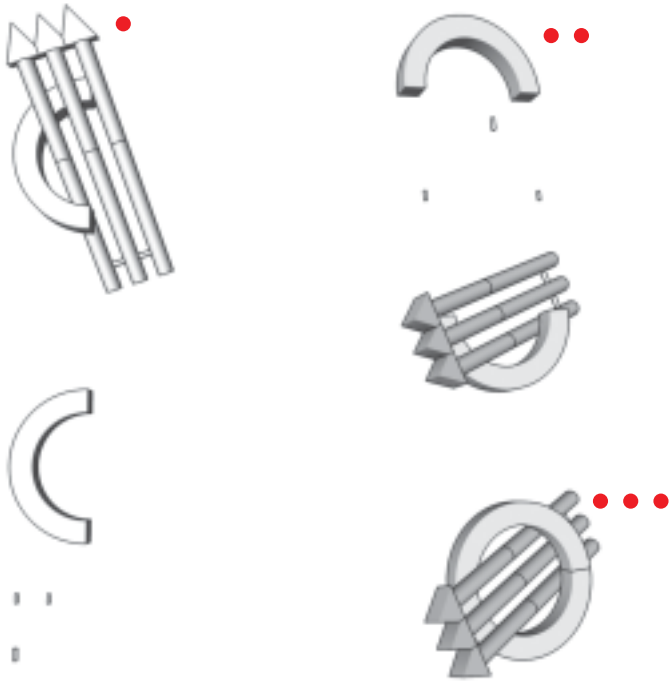
Diese Strukturveränderungen können durch Reformen herbeigeführt werden – aber nur durch solche Reformen, die antikapitalistischen Charakter haben, die den Rahmen der bestehenden Gesellschaft nicht respektieren. Man/frau kann in diesem Fall von revolutionären Reformen sprechen, was nur scheinbar ein Widerspruch ist. Zu den wichtigsten dieser Reformen gehört eine gesetzlich verankerte betriebliche und überbetriebliche Mitbestimmung.

Revolutionäre Politik bedeutet nicht die Verneinung der Übernahme der Regierungsverantwortung durch die SozialistInnen. Alles hängt davon ab, ob die zur Regierung gekommenen SozialistInnen sich als VerwalterInnen des Kapitalismus betätigen oder ob sie bemüht sind, durch tiefreichende Strukturreformen das kapitalistische System zu überwinden.

Nur im letzteren Fall handelt es sich um sozialistische Politik.

12.

Verbinde jetzt den oberen Halbkreis mit den Pfeilen und dem unteren. Verwende dazu einen grossen und zwei mittlere Stifte. Warum wir sie bejahen und wo ihre Grenzen sind.



Die parlamentarische Demokratie bedeutet einen gewaltigen Fortschritt verglichen mit den absolutistischen, autoritären und faschistischen Regierungsformen. In vielen Ländern, besonders trifft dies für Österreich zu, ist die parlamentarische Demokratie von der ArbeiterInnenbewegung in jahrzehntelangen, opferreichen Kämpfen durchgesetzt worden. Es genügt, an die harten Auseinandersetzungen um das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht zu erinnern, die für immer mit dem Namen Viktor Adler, des großen Lehrers und Erziehers der österreichischen ArbeiterInnen, verbunden sind.

Das BürgerInnentum, das einst in seiner Jugend gegen den Feudaladel demokratische Ideale vertrat, hat sehr bald mit den herrschenden Mächten Frieden geschlossen und es der aufstrebenden ArbeiterInnenklasse überlassen, die parlamentarische Demokratie zu erkämpfen und zu verteidigen.

Unter parlamentarischer Demokratie verstehen wir eine Regierungsform, deren wesentliche Merkmale sind: ***Es gibt das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht, das es allen StaatsbürgerInnen möglich macht, an den politischen Wahlen teilzunehmen und unter bestimmten Voraussetzungen auch selbst gewählt zu werden.***

Die Zusammensetzung und Politik der Regierung wird in einer parlamentarischen Demokratie durch die Kräfteverhältnisse in der gewählten Volksvertretung (Parlament) festgelegt. Die Entscheidung liegt bei der Mehrheit. Die Minderheit hat das unbeschränkte Recht auf Kritik. Auch das Staatsoberhaupt, dessen Befugnisse die Verfassung bestimmt, ist gezwungen, weitgehend auf das Parlament Rücksicht zu nehmen. (In einer PräsidentInnenschaftsdemokratie wie es sie in den USA gibt, sind die Rechte der Volksvertretung geringer als in den parlamentarischen Demokratien Europas.)

Zum Wesen der Parlamentarischen Demokratie gehört das Mehrparteiensystem. Das bedeutet: Die StaatsbürgerInnen haben das Recht, verschiedene Parteien zu bilden, die bei Wahlen um die Gunst der WählerInnen werben. Einparteiensystem und parlamentarische Demokratie schließen einander aus: Wo nur eine Partei das Monopol auf die politische Willensbildung hat, kann nicht von Demokratie die Rede sein. Demokratie bedarf stets der Vielfalt und des Rechtes auf Opposition.

Die parlamentarische Demokratie gibt der gewählten Volksvertretung (Parlament) das Recht, Gesetzte zu beschließen und bestehende Gesetze zu verändern. Die Anwendung der Gesetze ist Sache der Exekutive, wobei aber in einer funktionierenden parlamentarischen Demokratie die gewählten Abgeordneten das Recht haben, die Exekutive zu kontrollieren.

Parlamentarische Demokratie setzt verfassungsmäßig und gesetzlich garantierte Rechte der einzelnen StaatsbürgerInnen voraus, die es ermöglichen, in Wort und Schrift die Meinung zu sagen, sich mit Gleichgesinnten zusammenzuschließen, kurz am öffentlichen Leben frei teilnehmen zu können. Sind diese Rechte nicht gewährleistet, dann ist auch ein Parlament, das in einer Atmosphäre der Unfreiheit gewählt wurde, keine echte Volksvertretung, sondern ein Scheinparlament.

Ausnahmen, die das Recht auf freie Meinungsäußerung beschränken und bestimmten Gruppen die Betätigung untersagen, sind in einer parlamentarischen Demokratie zulässig, wenn es dafür ernste Gründe gibt, und diese Ausnahmebestimmungen nicht von der Exekutive erlassen, sondern vom Parlament gesetzlich verankert werden. So liegt es durchaus im Interesse der Demokratie faschistischen, neonazistischen und antisemitischen Umtrieben einen Riegel

vorzuschieben. Nach den Verbrechen, die der Faschismus begangen hat, sind solche Ausnahmebestimmungen gegen alte und neue FaschistInnen moralisch gerechtfertigt und im Interesse der Demokratie notwenig.

Die parlamentarische Demokratie räumt den StaatsbürgerInnen auch das Recht ein, für die Überwindung der bestehenden und die Schaffung einer neuen Gesellschaft zu wirken und alle gesetzlichen Möglichkeiten in den Dienst dieses Zieles zu stellen. Wird von den StaatsbürgerInnen verlangt, dass sie sich zur „freien" das heißt zur kapitalistischen Gesellschaft bekennen, dann haben wir es mit einer deformierten, autoritäre Züge aufweisenden Demokratie zu tun. Gehört doch das Recht auf eine eigene Gesellschaftsphilosophie zu den Grundrechten der demokratischen Meinungsfreiheit.

Obwohl in der parlamentarischen Demokratie, wie schon ihr Name sagt, das Parlament eine wesentliche Rolle spielt, ist die außerparlamentarische Aktion legitim und weit davon entfernt, „antidemokratisch" zu sein. Das Recht der ArbeiterInnen zu streiken, das Recht der StaatsbürgerInnen öffentlich zu protestieren und demonstrieren – das sind wesentliche Bestandteile einer parlamentarischen Demokratie. In der marxistischen Literatur wird die parlamentarische Demokratie in der Regel als bürgerliche Demokratie bezeichnet. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass wir es auch unter dieser Regierungsform mit einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu tun haben. Der Begriff „bürgerliche Demokratie" soll auch vor Illusionen warnen und daran erinnern, dass eine sozialistische Demokratie noch zu erkämpfen ist. Diese klassenmäßige Einschränkung des Demokratiebegriffes ist notwendig: Es gibt keine Demokratie „an sich", die über den Klassen und Klassengegensätzen schwebt. Jede Demokratie, die sich unter kapitalistischen Eigentumsverhältnissen entwickelt, ist bis zu einem gewissen Grad verzerrt. Dafür ein Beispiel: *Es gibt in der bürgerlichen Demokratie Pressefreiheit für alle. Aber ein mächtiger Konzern, der über gigantische Kapitalien verfügt, kann diese Pressefreiheit missbrauchen, indem er Zeitungen und JournalistInnen kauft und dank seines wirtschaftlichen Übergewichtes die öffentliche Meinung manipuliert.*

Die bürgerliche Demokratie hat auch den Nachteil, dass sie sich auf den politischen Bereich beschränkt.

Die bürgerliche Demokratie hat auch den Nachteil, dass sie sich auf den politischen Bereich beschränkt. In der Wirtschaft, an den Produktionsstätten gibt es bestenfalls Ansätze einer Demokratisierung. Daher ist Demokratie unter kapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen stets eine unterentwickelte Demokratie voller Widersprüche.

Aber diese Erkenntnisse dürfen nicht dazu führen, dass die SozialistInnen den Wert auch einer unterentwickelten Demokratie unterschätzen. Bei aller berechtigten Kritik muss eines unmissverständlich gesagt werden: ***Auch die schlechteste bürgerliche Demokratie ist dem Faschismus und anderen autoritären Herrschaftsformen vorzuziehen.***

Bildet sie doch den günstigsten Kampfboden für das Ringen um den Sozialismus.

Hinzu kommt, dass die bürgerliche Demokratie, möge sie auch noch so mangelhaft und widerspruchsvoll sein, allen StaatsbürgerInnen ein gewisses Maß an Rechtssicherheit garantiert. Das bedeutet in der Praxis: Die Polizei kann nicht willkürlich verhaften, sondern braucht zur Verhaftung ebenso wie zur Hausdurchsuchung einen richterlichen Auftrag. Vor Gericht hat jedeR Angeklagte die Möglichkeit, sich zu verteidigen und seine/ihre Rechte durch einen Rechtsanwalt wahrnehmen zu lassen. Das Vorgehen der Staatsgewalt unterliegt der öffentlichen Kritik. Freilich gibt es in jeder bürgerlichen Demokratie Fälle von Klassenjustiz, Verstöße gegen Grundsätze des Rechtes usw. Dennoch ist der Unterschied zur völligen Rechtslosigkeit, in der die Menschen unter einem Diktaturregime leben, riesengroß. Diesen Unterschied nicht sehen zu wollen, ist ein unverzeihlicher Fehler, ist typisch für ultraradikale Sekten, die in der ArbeiterInnenbewegung nur Schaden anrichten.

Die Stellung der SozialistInnen zur parlamentarischen Demokratie unter kapitalistischen Eigentumsverhältnissen kann folgendermaßen zusammengefasst werden:

Die SozialistInnen bejahen die Errungenschaften der parlamentarischen Demokratie. Sie sehen im allgemeinen, geheimen und gleichen Wahlrecht ebenso wie in den anderen Grundrechten der StaatsbürgerInnen (Koalitionsfreiheit, Rede- und Pressefreiheit) einen geschichtlichen Fortschritt, der nicht unterschätzt werden darf.

Die SozialistInnen sind bereit, die demokratisch-parlamentarische Regierungsform gegen jeden Angriff zu verteidigen, gemeinsam mit allen anderen DemokratInnen ohne Unterschied der Weltanschauung.

Die SozialistInnen übersehen nicht die Beschränktheit einer Demokratie unter kapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen. Sie sind daher nicht bereit, sich mit der bürgerlichen Demokratie abzufinden, sondern entschlossen, sie zur sozialistischen weiterzuentwickeln. Sozialistische Demokratie bedeutet: Die Übernahme der positiven Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie, gleichzeitig aber ihre Erweiterung auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, also nicht weniger, sondern mehr Freiheit als der liberalste Kapitalismus zu gewähren vermag.

Die SozialistInnen sind bereit, die demokratisch-parlamentarische Regierungsform gegen jeden Angriff zu verteidigen, gemeinsam mit allen anderen DemokratInnen ohne Unterschied der Weltanschauung.

Die SozialistInnen kämpfen in jedem parlamentarisch regierten Land um die Mehrheit im Parlament. Aber auch wenn es ihnen nicht gelingt, dieses Ziel zu erreichen, bejahen sie die parlamentarische Tätigkeit. Das Parlament eignet sich vorzüglich als Tribüne: Aufgabe sozialistischer ParlamentarierInnen ist es, von dieser Tribüne aus die Vorstellungen der SozialistInnen zu vertreten. Diese agitatorische Funktion schließt die parlamentarische Kleinarbeit, die vor allem in den Ausschüssen der Volksvertretung geleistet wird, keineswegs aus. Außerparlamentarische Aktionen können eine

wertvolle Ergänzung des parlamentarischen Kampfes der sozialistischen Abgeordneten sein.

Dabei ist es aber notwenig, die Begriffe außerparlamentarisch und antiparlamentarisch klar voneinander abzugrenzen. Die SozialistInnen lehnen jede Form des Antiparlamentarismus entschieden ab. Es ist kein Zufall, dass die italienischen FaschistInnen, die AustrofaschistInnen und die deutschen Nazis ihren Kampf gegen die Demokratie mit der Verächtlichmachung des Parlaments begonnen haben, das im FaschistInnenjargon als „Quatschbude“ bezeichnet wurde.

Die Bejahung des Parlamentarismus hängt eng zusammen mit der Entschlossenheit der SozialistInnen, für einen friedlichen Weg zum Sozialismus einzutreten. Ein BürgerInnenkrieg bedeutet nicht nur unermessliches menschliches Leid, sondern er führt auch zu Formen der bürokratischen und terroristischen Entartung. In einem Klima der Not, des Elends, des Hasses, des Misstrauens – und ein solches Klima ruft Bürgerkrieg zwangsläufig hervor – ist es ungemein schwierig, die sozialistische Demokratie zu entfalten. Im BürgerInnenkriegsklima sind die BürokratInnen und PolizistInnen, die in jedem/jeder, der/die eine abweichende Meinung vertritt, gleich einen „Agenten/Agentin des Feindes“ sehen, obenauf.

Freilich hängt es nicht von den SozialistInnen allein ab, ob es möglich ist, das sozialistische Ziel auf friedlichem Weg zu erreichen. Was sie von sich aus dazu tun können, muss aber geschehen.

Dazu gehört auch ein konsequenter Antifaschismus. Faschistischen Tendenzen muss auch dann entschieden entgegengetreten werden, wenn sie noch schwach sind. Es gilt, den Anfängen zu wehren, die Demokratie rechtzeitig vor ihren TodfeindInnen zu schützen.

Wer die Anfänge eines neuen Faschismus (Neonazismus) unterschätzt, gefährdet den friedlichen Weg zum Sozialismus und beweist, dass er/sie nichts aus der Vergangenheit gelernt hat.

Wer die Anfänge eines Neonazismus unterschätzt, gefährdet den friedlichen Weg zum Sozialismus und beweist, dass er nichts aus der Vergangenheit gelernt hat.

Die Begriffe friedlich und kampflos dürfen freilich nicht verwechselt werden. Friedlich heißt: ohne blutigen BürgerInnenkrieg. Kampflos bedeutet: Es ist nicht notwendig, um den Sozialismus zu kämpfen. Das letztere drückt eine ebenso törichte wie schädliche Illusion aus.

Der Sozialismus kommt nicht von selbst. Er muss in harten Auseinandersetzungen erkämpft werden. Die SozialistInnen wollen lediglich vermeiden, dass diese Auseinadersetzungen blutige Formen annehmen und zum BürgerInnenkrieg führen.

In den hoch entwickelten Industrieländern des Spätkapitalismus, die auch eine gewisse demokratische und parlamentarische Tradition haben, ist die Chance für diesen friedlichen Weg gegeben.

Eine Chance ist freilich keine Garantie. Aber Garantien gibt es im geschichtlichen Geschehen überhaupt nicht.

Die klassenlose Gesellschaft

13.

Nun setzt du den Ring mit den Pfeilen auf den Ständer auf. Warum sie nichts mit Gleichmacherei zu tun hat.

Im Kurs einer Wiener Volkshochschule wurde den TeilnehmerInnen die Frage gestellt: *„Halten Sie die klassenlose Gesellschaft für möglich und erstrebenswert?“*

Einige antworteten: *„Ich kann mir darunter nichts vorstellen.“* Typisch war die Antwort eines jungen Angestellten, Mitglied der Sozialistischen Partei: *„Ich halte eine klassenlose Gesellschaft weder für möglich noch für erstrebenswert. Die Menschen sind doch nicht alle gleich. Gewisse Unterschiede hat es immer gegeben. Und das entspricht auch der menschlichen Natur.“*

Dieser junge Angestellte war erstaunt, als er in der Diskussion erfuhr, dass die Partei, der er angehörte, die klassenlose Gesellschaft als Zielsetzung in ihrem Programm hat. Er gestand, dass er sich noch nie mit dem Parteiprogramm beschäftigt habe. Er gehöre zur SPÖ, weil er aus einer sozialistischen Familie komme und auch den Eindruck gewonnen habe, dass die SozialistInnen die Partei des „kleinen Mannes“ und des sozialen Fortschritts sind. Es handelt sich hier um keinen Einzelfall: In einer großen Partei gibt es viele, die sich nur um die Tagespolitik kümmern, denen Fragen der Theorie und Ideologie fremd sind. Um sich die klassenlose Gesellschaft der Zukunft vorstellen zu können, muss man/frau wissen, was unter dem Begriff Klasse zu verstehen ist.

Das von uns bereits in anderem Zusammenhang zitierte *„Kommunistische Manifest“* hat in einer genial konzipierten Skizze die Klassengesellschaften der Menschheitsgeschichte beschrieben: ***In der Antike:*** *SklavInnenhalterInnen und SklavInnen,* ***im Feudalismus:*** *hörige BäuerInnen und adelige GrundbesitzerInnen,* ***im Kapitalismus:*** *EigentümerInnen der Produktionsmittel und LohnarbeiterInnen.*

Unter einer Klasse ist in marxistischer Sicht eine Gruppe von Menschen zu verstehen, die im gesellschaftlichen Produktionsprozess eine im Wesentlichen gleiche Rolle spielen, die sie von anderen Menschengruppen dieser Gesellschaft prinzipiell unterscheiden und in der Regel auch in einen Gegensatz zu ihnen bringen.

Führen wir Beispiele an:

Alle SklavInnen spielten im gesellschaftlichen Produktionsprozess ihrer Zeit eine prinzipiell andere Rolle als die SklavenhalterInnen: Sie waren die Ausgebeuteten, die anderen die AusbeuterInnen.

Zwischen den Angehörigen einer Klasse kann es freilich große Unterschiede geben: Der/die privilegierte, schreibkundige Sklave/Sklavin im Hause eines/einer reichen SklavInnenbesitzerIn lebte anders als seinE beim Pyramidenbau schuftendeR KlassengenossIn. Aber da sie beide unfrei, beide Eigentum eines Herren waren, gehörten sie zur gleichen Klasse der SklavInnen.

Nehmen wir ein modernes Beispiel: Ein/eine BauarbeiteIn, der/die seine/ihre Arbeitskraft einem/einer BauunternehmerIn verkauft, und einE SchriftsetzerIn, der/die seine/iher Arbeitskraft einem/einer DruckereibesitzerIn verkauft, haben verschiedene Berufe, leben in unterschiedlichen Milieus. Aber da sie beide keine Produktionsmittel besitzen, gehören sie zur ArbeiterInnenklasse, während der/die BauunternehmerIn

Berufliche und fachliche Qualifikation haben nichts mit der Klassenzugehörigkeit zu tun.

und der/die DruckereibesitzerIn trotz aller zwischen ihnen bestehenden Unterschiede, zur KapitalistInnenklasse zu zählen sind. Berufliche und fachliche Qualifikation haben nichts mit der Klassenzugehörigkeit zu tun. Es gibt weder eine Klasse der MaurerInnen noch eine Klasse der SchriftsetzerInnen. Und auch keine Klasse der Angestellten: Die Verkäuferin und der Buchhalter gehören ebenso zur ArbeiterInnenklasse wie der Eisengießer oder die Textilarbeiterin.

Wenn der Klassengegensatz zwischen AusbeuterInnen und Ausgebeuteten beseitigt wird, beginnt die klassenlose Gesellschaft. Die Beseitigung erfolgt, wir haben schon in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen, durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel: Wenn diese nicht mehr privaten EigentümerInnen gehören, dann hört auch der Kauf fremder Arbeitskraft und damit die private Aneignung des Mehrwertes, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen auf.

Allerdings müssen wir etwas wiederholen, was schon gesagt wurde, aber nicht oft genug, nicht deutlich genug gesagt werden kann: *Anstelle der privatkapitalistischen EigentümerInnen der Produktionsmittel soll im Sozialismus nicht eine selbstherrliche, privilegierte Bürokratie treten, die sich auf einen autoritären Staatsapparat stützt.*

Wenn diese Ablöse eintritt, dann beginnt nicht die klassenlose Gesellschaft, sondern ein bürokratisches Regime des Kommandos und der Manipulation.

Die klassenlose Gesellschaft vermag nur Wirklichkeit zu werden, wenn es breiteste, aller Gesellschaftsbereiche durchflutende Demokratie gibt, wenn die privatkapitalistischen Eigentümer abgelöst werden von demokratischen Organen der arbeitenden Menschen. Kehren wir zur Antwort des jungen Angestellten zurück, der gemeint hat, die klassenlose Gesellschaft sei weder möglich noch erstrebenswert, weil die Menschen nicht alle gleich sind. Sein Denkfehler besteht darin, dass er die Klassenunterschiede mit allen anderen Unterschieden, die Klassengegensätze mit allen anderen Gegensätzen in einen Topf wirft.

In einer klassenlosen Gesellschaft wird es zwar nicht mehr AusbeuterInnen und Ausgebeutete geben, aber die Menschen werden deshalb keineswegs alle gleich sein.

Die klassenlose Gesellschaft vermag nur Wirklichkeit zu werden, wenn es breiteste, aller Gesellschaftsbereiche durchflutende Demokratie gibt,

Und es wird in einer solchen Gesellschaft auch Konflikte, Gegensätze, vielleicht sogar geistige Krisen geben. Nur werden diese nicht mehr von klassenegoistischen Interessen beherrscht sein. Wahrscheinlich – hier sind wir auf Vermutungen angewiesen – werden sich die in einer klassenlosen Gesellschaft aufwachsenden Generationen vor allem mit wissenschaftlichen, künstlerischen, zwischenmenschlichen Problemen auseinandersetzen, die wir heute vernachlässigen. Höhere Formen der Kunst, der Liebe, der schöpferischen Entfaltung der Persönlichkeit in der Gemeinschaft werden entstehen. Damit wird, wie Engels es einmal formulierte, die Vorgeschichte abgeschlossen sein,

und die eigentliche Geschichte der Menschheit beginnen.

Der Fortschritt der Menschheit vollzieht sich seit Jahrtausenden in dialektischen Widersprüchen: Alles Große, Erhabene, das Menschen gedacht und geleistet haben, ist aus Spannungen, Konflikten, Gegensätzen hervorgegangen. Wie arm, wie reizlos wäre doch die Welt, wenn es die Vielfalt der menschlichen Charaktere und Temperamente nicht mehr gäbe! Die Menschen als konfliktlose sich kaum voneinander unterscheidende, Engel – das ist ein schauerlicher Alptraum!

Aber klassenlos bedeutet eben nicht konfliktlos! Und die Beseitigung der Ausbeutung hat nicht zur Folge, dass alle Menschen gleich werden, sondern lediglich, dass die Privilegierten fallen, und daher alle die gleichen Chancen haben. Das hat absolut nichts mehr mit einer öden Gleichmacherei zu tun.

Die wissenschaftlich-technische Entwicklung hat ein Niveau erreicht, das es möglich macht, in wenigen Arbeitsstunden riesige Mengen von Gütern herzustellen. Das bedeutet: Bei rationeller Planung der Produktion haben die Menschen genügend Zeit, um sich viel Wissen anzueignen und an den öffentlichen Angelegenheiten aktiv teilzunehmen. Damit ist eine herrschende Klasse, eine privilegierte Oberschicht überflüssig geworden. Natürlich ist in vielen Bereichen der Fachmann oder die Fachfrau unentbehrlich. Aber der Fachmann oder die Fachfrau wird, wenn mündig gewordene Menschen ihre Angelegenheiten selbst verwalten, nicht zum/zur autoritären ManagerIn werden, sondern sein/ihr Wissen in den Dienst der Gemeinschaft stellen, bei der die Verfügungsgewalt liegt.

Die klassenlose Gesellschaft ist bei dem heutigen Stand der Wissenschaft und Technik (Denken wir bloß an die Möglichkeit, die sich aus der Anwendung der Automation und Kybernetik in einer Planwirtschaft ergeben!) keine weltfremde Utopie, sondern eine reale Möglichkeit. Sie wird nicht von heute auf morgen entstehen, sondern das Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses sein.

Der Fortschritt der Menschheit vollzieht sich seit Jahrtausenden in dialektischen Widersprüchen: Alles Große, Erhabene, das Menschen gedacht und geleistet haben, ist aus Spannungen, Konflikten, Gegensätzen hervorgegangen

Noch eine Frage drängt sich auf: Was wird in der klassenlosen Gesellschaft mit dem Staat geschehen? In der eingangs erwähnten Diskussion meinte ein christlicher Arbeiter: *Die MarxistInnen wollen den Staat abschaffen. Aber ich halte die Abschaffung des Staates für eine Utopie.*
Dieser christliche Arbeiter kannte, wie sich in der Diskussion herausstellte, nur eine Karikatur des Marxismus. Er hat nie eine Zeile von Marx oder Engels im Original gelesen. Weder die Begründer des Marxismus noch ihre SchülerInnen haben jemals von der *„Abschaffung des Staates“* gesprochen. Diese Formulierung kommt in der marxistischen Literatur nicht vor, sie ist typisch für den Anarchismus.

An einigen Stellen ist aber die Rede vom „Absterben des Staates“. Diese Worte drücken das Allmähliche eines organischen Prozesses aus: Der Staat wird nicht „abgeschafft“, sondern im Laufe der Entwicklung überflüssig. Aber ist das nicht eine weltfremde Utopie? Kann die moderne menschliche Gesellschaft, auch nach Aufhebung der Klassenscheidung, ohne Staat auskommen? Bedeutet das nicht Chaos, Herrschaft des Faustrechtes?

Um diese Fragen beantworten zu können, muss man/frau zwei Momente berücksichtigen: Zunächst gilt es festzuhalten, dass Marx und Engels unter dem Begriff Staat das Unterdrückungsinstrument der ausbeutenden Klasse zur Niederhaltung der ausgebeuteten Klasse verstanden. Es leuchtet ein, dass ein solches Unterdrückungsinstrument, in dem Maße überflüssig wird, in dem es die Scheidung in Klassen nicht mehr gibt.

Freilich bleiben in einer modernen Gesellschaft noch eine Reihe staatlicher Aufgaben übrig. Man/frau kann darüber streiten, ob die gesellschaftliche Einrichtung, die diese Funktionen ausüben wird, noch „Staat“ genannt werden soll. Auf jeden Fall wird ein solcher Staat in einer klassenlosen Gesellschaft wenig zu tun haben mit jenem aufgeblähten Machtapparat, der bisher diesen Namen trug. Es wird sich um einen zutiefst demokratischen und entbürokratisierten „Staat“ handeln, wie wir ihn uns in der Gegenwart nur schwer vorstellen können.

Hinzu kommt, dass Marx und Engels davon ausgingen, die klassenlose Gesellschaft werde die Menschen verändern, werde in ihnen das Gemeinschaftsgefühl und die Liebe zum Mitmenschen stärken. Daher dürfen wir uns, wenn vom „Absterben des Staates“ die Rede ist, nicht die Menschen von heute vorstellen, sondern neue Menschen in einem neuen gesellschaftlichen Milieu.
Wie dieser Prozess vor sich gehen, welche Zeiträume er beanspruchen wird, darüber ist es müßig, Spekulationen anzustellen. Entscheidend ist die Perspektive:

Alles, was die Freiheit einengt, was den Menschen entwürdigt, was ihn von fremden Willen abhängig macht, was ihn seinem Wesen entfremdet, soll beseitigt werden oder absterben.

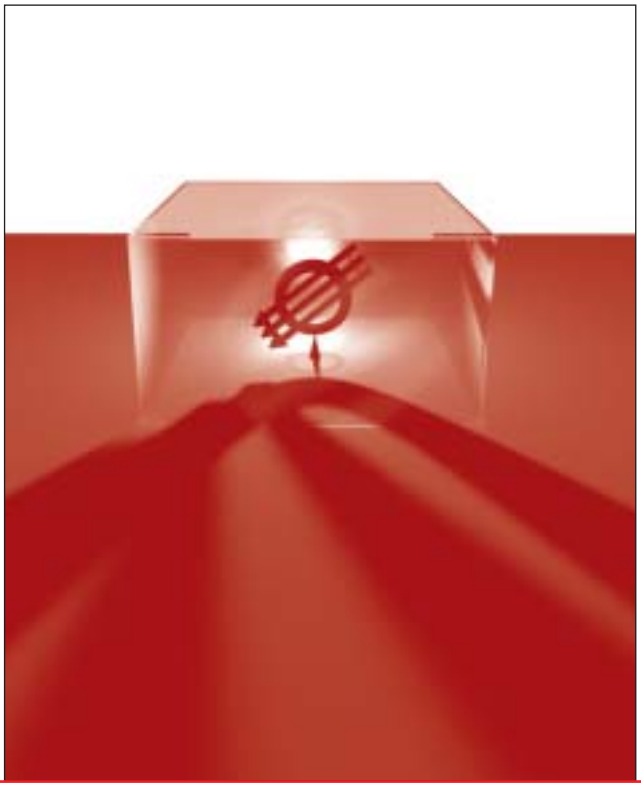
Sozialismus bedeutet: **Immer weniger Manipulation, immer mehr Freiheit für die Entfaltung der Persönlichkeit. Alles, was die Freiheit einengt, was den Menschen entwürdigt, was ihn von fremden Willen abhängig macht, was ihn seinem Wesen entfremdet, soll beseitigt werden oder absterben.**

Daraus ergibt sich eine, an die Wurzeln unserer Gesinnung reichende Antwort auf jene Frage, die sich wie ein roter Faden durch diese Schrift zieht: ***Warum sind wir SozialistInnen?***

Wir sind SozialistInnen, weil die Freiheit für uns keine Phrase, kein abstrakter Begriff, sondern ein der Menschenwürde entsprechendes Anliegen ist: Freiheit und Sozialismus gehören zusammen.

14.

Nun kannst du alles mögliche damit machen. Angeben, in der Vitrine (wie fad) verstauben lassen, usw. Gemeinsamkeiten und Unterschiede.



Wiederholen wir, was bereits in anderem Zusammenhang gesagt wurde: Der Begriff Kommunismus hat ursprünglich bedeutet: die höchste Phase der sozialistischen Gesellschaft. Marx und Engels haben sich deshalb *„Kommunisten“* genannt, und ihr Manifest, das zur Geburtsurkunde des wissenschaftlichen Sozialismus wurde, als *„Kommunistisches Manifest“* bezeichnet.

Wenn in der Gegenwart der Begriff Kommunismus verwendet wird, so denkt niemand an seine ursprüngliche geschichtliche Bedeutung, sondern man/frau meint damit die heute bestehenden kommunistischen Regime, Parteien und Ideologien. In diesem Sinne ist auch hier vom Kommunismus die Rede. Wie ist er entstanden?

In der internationalen ArbeiterInnenbewegung gab es vor dem ersten Weltkrieg tiefreichende Meinungsverschiedenheiten zwischen Rechten und Linken, zwischen grundsatztreuen SozialistInnen und in der Tagespolitik stecken gebliebenen ReformistInnen.

Diese Meinungsverschiedenheiten gab es auch in der russischen Vorkriegssozialdemokratie, wo die AnhängerInnen der Mehrheit *(Bolschewiki)* sich im harten Fraktionskampf mit den AnhängerInnen der Minderheit *(Menschewiki)* befanden. Die *Bolschewiki* standen in vielen Fragen dem linken Flügel der europäischen ArbeiterInnenbewegung nahe, während die *Menschewiki* nicht in allen, aber in einigen Fragen eher nach rechts tendierten. Aber der bolschewistisch-menschewistische Gegensatz wurde unter den besonderen Bedingungen der Illegalität im zaristischen Russland ausgetragen. Das verlieh ihm eine für westeuropäische Verhältnisse nur schwer verständliche Härte die vor allem in den ungewöhnlich scharfen Polemiken Lenins, des bedeutendsten Politikers und Theoretikers der Bolschewiki, seinen Ausdruck fand.

Das zaristische Russland war ein halbfeudales, im Mittelalter stecken gebliebenes Land. Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung bestand aus analphabetischen Bauern und Bäuerinnen. Die IndustriearbeiterInnenschaft bildete nur eine kleine Insel in diesem bäuerlichen Meer.

Das russische BürgerInnentum war als Klasse unterentwickelt: Es hatte sich nie zu einer Revolution aufgerafft und daher auch nicht die mittelalterlich-feudalen Gesellschaftsverhältnisse, die das vorrevolutionäre Russland wie eine dicke Rostschichte bedeckten, beseitigt.

Alles, was in Russland vor, während und nach der Oktoberrevolution geschah, muss unter dem Gesichtspunkt der jahrhundertealten Rückständigkeit der russischen Gesellschaft betrachtet werden. Lenin selbst hat auf diese historische Rückständigkeit seines Landes, auf das Fehlen einer demokratischen Kultur und Tradition, wiederholt aufmerksam gemacht. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs führte zu einer schweren Krise der Sozialistischen Internationale. Diese

Alles, was in Russland vor, während und nach der Oktoberrevolution geschah, muss unter dem Gesichtspunkt der jahrhundertealten Rückständigkeit der russischen Gesellschaft betrachtet werden.

hatte auf ihren Kongressen vor der Kriegsgefahr gewarnt und gedroht, im Falle des Krieges die ArbeiterInnenklasse gegen die kriegführenden Länder im Namen des Internationalismus zu mobilisieren.

1914, als der Erste Weltkrieg ausbrach, geschah das Gegenteil: Die Internationale versagte und einflussreiche sozialistische Parteien, wie die große deutsche Sozialdemokratie, stellten sich vorbehaltlos auf den Boden der Landesverteidigung, wobei alle Grundsätze des Sozialismus und Internationalismus über Bord geworfen wurden. Man/frau sprach von den *„Kaisersozialist-Innen“*.

Gegen dieses historische Versagen entstanden militante Bewegungen des Protestes innerhalb der sozialistischen Parteien, die vor allem von jungen, dem linken Flügel angehörenden, SozialistInnen getragen wurden.

In Deutschland waren es Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg (1919 ermordet), die gegen den Strom des Nationalismus schwammen und an den sozialistischen Grundsätzen festhielten. In Österreich wurde Friedrich Adler, der Sohn Victor Adlers, zum weithin leuchtenden Symbol des Widerstandes gegen das Versagen der Internationale und der Parteiführungen.

Im Vater-Sohn-Konflikt zwischen Victor und Friedrich Adler spiegelte sich der tragische Riss der Sozialistischen Internationale wieder: Die Jungen, aber auch manche Ältere rebellierten gegen die Preisgabe der sozialistischen Grundsätze. sie warfen den SpitzenfunktionärInnen vor, die Idee des Sozialismus auf dem Altar der „Vaterlandsverteidigung“ geopfert zu haben.

Friedrich Adlers Attentat gegen den Ministerpräsidenten der Habsburgmonarchie, den Grafen Stürgkh, war ein Ausdruck der Verzweiflung dieses aufrechten Sozialisten über die Situation in der eigenen Partei und nicht nur ein Protest gegen den Irrsinn des Krieges. Friedrich war über den Opportunismus, über die Grundatzlosigkeit in den eigenen Reihen zutiefst empört. Er wollte provozieren und schockieren.

Die Rede, die Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht hielt, ist ein zeitgeschichtliches Dokument von großem Wert: Wer diese Rede, übrigens auch ein rhetorisches Meisterwerk, studiert, wird sich in die damalige geistige Situation der österreichischen und internationalen ArbeiterInnenbewegung hineinversetzen können, vor allem in die Stimmung junger enttäuschter SozialistInnen, die unter dem Versagen der Internationale litten. In dieser aufgewühlten Zeit kam es 1917 in Russland zur Revolution, die in ihrer ersten Etappe, der so genannten Februarrevolution, den Zaren stürzte und ein schwaches Regime der bürgerlichen Demokratie unter Kerenski zur Macht brachte. In der zweiten Etappe, der so genannten Oktoberrevolution (nach unserem Kalender Novemberrevolution) führte sie zum Sieg der Sowjetmacht unter Führung der *Bolschewiki.*

Die russische Oktoberrevolution war ein welthistorisches Ereignis, das die internationalen Kräfteverhältnisse zwischen den

Die russische Oktoberrevolution war ein welthistorisches Ereignis, das die internationalen Kräfteverhältnisse zwischen den Klassen erschütterte.

Klassen erschütterte. Niemand konnte sich diesem Ereignis gegenüber neutral verhalten. Heute kann aus der geschichtlichen Distanz, die wir gewonnen haben, gesagt werden: Die Oktoberrevolution bedeutete einen gewaltigen Schritt nach vorwärts für die Völker des russischen Reiches. Darüber hinaus stärkte sie überall in der Welt die revolutionären Kräfte und drängte die Konservativen in die Defensive. Und sie trug wesentlich zur Beendigung des grauenhaften Völkergemetzels bei, indem die zur Macht gekommene Revolutionsregierung allen Völkern den Frieden anbot.

Aber diese Revolution hat in einem rückständigen, bettelarmen Land gesiegt, in einem Land, das den Prozess der Industrialisierung noch vor sich hatte. *Marx* und *Engels* hatten stets angenommen, die Revolution werde in einem hoch entwickelten kapitalistischen Industrieland zuerst siegen. Nun war 1917 das Gegenteil eingetreten. Die Revolution hatte im rückständigsten Land Europas gesiegt, wo die materiellen Voraussetzungen für den Aufbau des Sozialismus kaum vorhanden, noch nicht vom Kapitalismus geschaffen worden waren.

Otto Bauer, der die Oktoberrevolution in Russland als Kriegsgefangener erlebte, hat in Büchern, Broschüren, Artikeln und Reden immer wieder auf diese geschichtliche Besonderheit hingewiesen: *Einerseits ist der Sieg der Revolution ein gewaltiger historischer Fortschritt, andererseits darf die Problematik der Rückständigkeit, der ökonomischen Unreife Russlands nicht übersehen werden.*

Zunächst gab es in der Sowjetunion keine Diktatur des bürokratischen Apparats. Obwohl die *Bolschewiki* bereits 1918 unter den furchtbaren Verhältnissen des BürgerInnenkrieges mit der Einschränkung der Demokratie begannen (was die große Revolutionärin *Rosa Luxemburg* zu herber Kritik herausforderte), gab es in den *Sowjets* (= Räten) der ArbeiterInnen, Bauern und Bäuerinnen und Soldaten lebendige Diskussionen, pulsierendes geistiges Leben. Ein Blick in die Protokolle der Sowjettagungen beweist, dass damals echt diskutiert und um den richtigen Weg gerungen wurde.

Aber in dem Maße, in dem der vom kapitalistischen Ausland geschürte, und durch die Wirtschaftsblockade verschärfte BürgerInnenkrieg, die Not ins Unermessliche steigerte, entstand im Land der Oktoberrevolution die Atmosphäre einer belagerten Festung. Und in einer belagerten Festung ist es nicht üblich, zu diskutieren, Entscheidungen durch demokratische Willensbildung herbeizuführen.

Es kam in dieser Atmosphäre zum Abbau der Sowjetdemokratie, zum Verbot aller nichtbolschewistischen Parteien und schliesslich zur Einschränkung der inneren Demokratie auch in der zur Monopolpartei gewordenen Organisation der *Bolschewiki.*

Der todkranke *Lenin* erkannte die Gefahr, die der Revolution durch diese Entwicklung drohte. Er warnte von seinem Krankenbett aus vor der erstarkten, immer selbstherrlicher werdenden Bürokratie und nicht zuletzt vor *Stalin*, auf dessen Grobheit und Illoyalität er in seinem Testament aufmerksam machte.

Lenins einzige Hoffnung war der Sieg der Revolution in den fortgeschrittenen Industrieländern, vor allem in Deutschland: Ein aus der Isolierung befreites Sowjetrussland werde, so hoffte er, mit der eigenen Bürokratie fertig werden.

Aber diese Hoffnung Lenins erfüllte sich nicht: Die russische Oktoberrevolution, gewürgt von BürgerInnenkrieg und Wirtschaftsblockade, blieb in dem rückständigen, halbfeudalen Land isoliert. Isolierung und Rückständigkeit, Hungersnot

und ökonomischer Verfall, das Fehlen der demokratischen Tradition in der russischen Geschichte, die furchtbare Erbschaft des Zarismus – das alles führte zur Entartung der jungen Sowjetgesellschaft.

Bevor wir uns mit dieser Entartung, die den Stalinismus hervorbrachte, beschäftigen, sind ein paar Bemerkungen über die Gründung der *dritten (= Kommunistischen) Internationale* notwendig, die im Jahre 1919, also zwei Jahre nach dem Sieg der Oktoberrevolution, erfolgte. Der Gründungskongress fand in Moskau statt, und die neu geschaffene Internationale stand von Anfang an unter dem starken Einfluss der kommunistischen Partei der Sowjetunion. Lenin hat diese sowjetrussische Vorherrschaft übrigens bedauert und in kritischen Bemerkungen darauf hingewiesen, dass die Internationale kein russisches Instrument werden dürfe. Dennoch wäre es falsch anzunehmen, alle die sich zu dieser *Internationale* bekannten und in ihren Ländern Kommunistische Parteien bildeten, seien „Moskauer Agenten" gewesen.

Wir dürfen nicht vergessen, was über das historische Versagen der *zweiten (Sozialistischen) Internationale* bei Kriegsausbruch bereits gesagt wurde.

Es gab daher 1919 und auch später RevolutionärInnen, grundsatztreue SozialistInnen, die aus Protest gegen die opportunistische Politik der Sozialdemokratie KommunistInnen wurden. Auf diese Weise entstanden in vielen Ländern große Kommunistische Parteien (z.B. in Deutschland, Italien, Frankreich, Tschechoslowakei), die breite Schichten der ArbeiterInnenbewegung erfassten.

Dass es diese Entwicklung in Österreich nicht gab, wo die überwältigende Mehrheit der ArbeiterInnenschaft in der sozialdemokratischen Partei verblieb, ist vor allem auf das Wirken *Friedrich Adlers, Otto Bauers* und der anderen austromarxistischen PolitikerInnen und IdeologInnen zurückzuführen: Diese übten heftige Kritik an der grundsatzlosen Politik der alten Parteiführungen, lehnten aber die Spaltung ebenso ab wie die Unterordnung unter die sowjetischen KommunistInnen. Durch ihre linke Haltung machten sie die KP überflüssig. *Otto Bauer* entgegnete den KommunistInnen, die ihn als *„Lakaien der Bourgeoisie"* attackierten: *„Der Weg, den die russischen ArbeiterInnen unter Führung der Bolschewiki gegangen sind, ist für die ArbeiterInnenklasse des Westens nicht akzeptabel. Es handelt sich um einen russischen Weg, um ein russisches Modell, das nicht auf andere Länder mechanisch übertragen werden darf. Vor allem nicht auf Länder, in denen die historischen und gesellschaftlichen Bedingungen völlig anders sind als in Russland."*

Und *Otto Bauer* betonte, dass für die ArbeiterInnenklasse des Westens, die in Ländern mit demokratischer Tradition wirkt, der Sozialismus mit breitester Demokratie verbunden sein muss.

Nach *Lenins* Tod gab es in der sowjetischen Kommunistischen Partei erbitterte Fraktionskämpfe, die mit dem Sieg *Stalins* und seiner Fraktion endeten, jenes *Stalins*, vor dem *Lenin* in seinem Testament gewarnt hatte.

Anstelle der geistigen Auseinandersetzungen, die es unter Lenin noch gegeben hatte, trat die bürokratisch-polizeiliche Unterdrückung. Stalin siegte als Repräsentant einer Bürokratie, die sich über Massen erhob.

Alle oppositionellen Gruppen, von *Trotzki*, der die Linksopposition repräsentierte, bis zu *Bucharin*, der als Vertreter der Rechtsopposition galt, wurden mit Hilfe des bürokratischen Apparates und der Polizei zerschlagen. *Stalin* errichtete eine terroristische Diktatur, die jede kritische, selbständige Regung unterdrückte.

Anstelle der geistigen Auseinandersetzungen, die es unter *Lenin* noch gegeben hatte, trat die bürokratisch-polizeiliche Unterdrückung. *Stalin* siegte als Repräsentant einer Bürokratie, die sich über Massen erhob.

Sinn dieser Prozesse, die aus der Geschichte des Stalinismus nicht wegzudenken sind, lässt sich so erklären: RevolutionärInnen die es gewagt hatten, in einer Frage anderer Meinung zu sein als *Stalin*, sollten vor aller Welt als gemeine VerbrecherInnen diffamiert werden. Damit, so hofften die GroßinquisitorInnen des Stalinismus, sollte ein für alle Mal bewiesen werden:

Wer von der Stalinschen Generallinie abweicht, ist einE gemeineR VerbrecherIn, einE AgentIn des Feindes.

KommunistInnen, die eine abweichende Meinung haben, aber dennoch gute KommunistInnen sind, darf es nach den Lehren der *Stalinschen* Inquisition nicht geben.

Jener Mann, der am Tode hunderttausender Unschuldiger persönlich schuld war, wurde als „Vater der Werktätigen", als „Sonne des Sozialismus" besungen.

Die Folgen waren verheerend. *Lenins* engste Mitarbeiter wie *Sinowjew, Kamenew, Bucharin, Rakowski, Radek* und viele andere wurden in Hexenprozessen zum Tode verurteilt oder dazu verdammt, in Arbeitslagern elend zugrunde zu gehen.

Die Angeklagten in den Moskauer Hexenprozessen mussten in auswendig gelernten „Geständnissen" Verbrechen gestehen, die sie nie begangen hatten. Und das alles geschah im Namen des Sozialismus, im Namen der großen Oktoberrevolution!

Man/frau hat diese, an das finstere Mittelalter erinnernden, Moskauer Hexenprozesse, später als „Verletzungen der sozialistischen Gesetzlichkeit" bezeichnet. Aber dieser farblose Ausdruck sagt nicht, worum es bei diesen furchtbaren Prozessen, die auch in den Volksdemokratien nachgemacht wurden, wirklich gegangen ist. Der

Zum Wesen des *Stalinismus* gehörte auch der widerliche Personenkult, der mit Stalin getrieben wurde. Jener Mann, der am Tode hunderttausender Unschuldiger persönlich schuld war, wurde als „Vater der Werktätigen", als „Sonne des Sozialismus" besungen. Auch nichtsowjetische KommunistInnen haben an diesem Kult teilgenommen. (Später haben die chinesischen KommunistInnen diesen zutiefst reaktionären Personenkult übernommen und *Mao-Tse-Tung* wie einen Gott gefeiert).
Und zum Wesen des Stalinismus gehörte jene Atmosphäre der Angst, des Misstrauens, der hektischen Verdächtigungen und Verfolgungen, die zu Massenverhaftungen und Massendeportationen führte. Auf dem Höhepunkt des *Stalinischen* Terrors war

keinE SowjetbürgerIn, KommunistIn oder NichtkommunistIn, mehr ungefährdet:

Jeden Tag konnte ihn oder sie die allmächtige Geheimpolizei ohne Spur einer strafbaren Handlung verhaften und für unbestimmte Zeit in einem der vielen Lager verschwinden lassen. Historisch gesehen ist der Stalinismus ein Produkt der Rückständigkeit und Isolierung der russischen Revolution. Aber diese Erklärung darf nicht als Entschuldigung jener grauenhaften Verbrechen missverstanden werden, die in der Stalinära begangen wurden: Diese Verbrechen bleiben unentschuldbar.

Otto Bauer war der Überzeugung, dass die sowjetische Gesellschaft den Stalinismus (in dem er eine vorübergehende Entwicklungsstufe sah) überwinden und die Diktatur abbauen wird. Er fasste seine Gedanken über die Entwicklungstendenzen der sowjetischen Gesellschaft in dem Buch *„Zwischen zwei Weltkriegen?“* zusammen, das er in der tschechoslowakischen Emigration schrieb und das 1936, zwei Jahre vor *Otto Bauers* Tod, in der slowakischen Hauptstadt Bratislava erschien.

In dem Maße, so argumentierte *Otto Bauer*, in dem die mit furchtbaren Opfern verbundene Industrialisierung gelungen ist und die sowjetische Gesellschaft eine höhere Entwicklungsstufe erreicht, werden sich Diktatur und Terror als Hemmschuh für die weitere Entfaltung der Produktivkräfte erweisen: Der Abbau der Diktatur, die Demokratisierung der Sowjetgesellschaft werden beginnen.

Otto Bauer hat vieles richtig gesehen, aber konnte damals nicht wissen, wie kompliziert und widerspruchsvoll die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg sein wird. zu Bauers Zeiten gab es nur die isoliert gebliebene, mit dem Kapitalismus konfrontierte, Sowjetunion. Heute existieren mehrere von KommunistInnen regierte Staaten, die sich auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen befinden und auch voneinander abweichende Gesellschaftsmodelle hervorgebracht haben.

Daraus ergeben sich völlig neue, von *Otto Bauer* nicht vorausgesehene Konflikte, Spannungen und Entwicklungstendenzen. Heute genügt es daher nicht, eine Theorie über die Sowjetgesellschaft zu entwickeln. Es ist notwendig, die komplizierten Beziehungen zwischen den kommunistisch regierten Ländern und den kommunistischen Parteien des Westens ebenso sorgfältig zu analysieren wie die Fraktionen, Richtungen und Strömungen innerhalb jeder kommunistischen Bewegung. Wir haben es mit einem bunten Mosaik zu tun: Anstelle des einheitlichen Kommunismus sind miteinander rivalisierende Kommunismen getreten, die nicht in einen Topf geworfen werden dürfen.

Was Chruschtschow damals sagte, lässt sich nicht mehr rückgängig machen: Der Stalinmythos ist tot.

Die Tendenzen zum Abbau der Diktatur des Stalinismus, die Otto Bauer bloßgelegt und aus der sozial-ökonomischen Entwicklung der Sowjetgesellschaft erklärt hat, sind tatsächlich vorhanden. Das hat die Zeit nach Stalins Tod, vor allem der 20. Parteitag der KPdSU, wo die Verbrechen der Stalinära aufgedeckt wurden, überzeugend bewiesen. Was Chruschtschow damals sagte, lässt sich nicht mehr rückgängig machen: *„Der Stalinmythos ist tot“*.

Aber wir haben die bittere Erfahrung gemacht, dass der Prozess der Entstalinisier-

ung mit schmerzlichen Rückschlägen verbunden ist, und auch beunruhigende Erscheinungen eines brutalen Neostalinismus möglich geworden sind. Zum Zeitpunkt da diese Zeilen geschrieben werden, wäre es verfrüht, die Entwicklung im Lager des Kommunismus abschließend beurteilen zu wollen. Jeder Tag konfrontiert uns mit neuen Nachrichten.

Die Auseinandersetzungen mit dem Kommunismus (richtiger formuliert: Mit den verschiedenen Kommunismen) müssen die SozialistInnen von einer sozialistischen Warte führen und nicht von der des reaktionären Antikommunismus. Die reaktionären AntikommunistInnen werfen den KommunistInnen vor, dass in den Ländern, wo sie die Macht haben, der Kapitalismus beseitigt wurde, dass es dort kein Privateigentum an den Produktionsmittel mehr gibt.

SozialistInnen dürfen sich niemals in diese Position von AdvokatInnen des Kapitalismus drängen lassen. Was wir den KommunistInnen vorwerfen, ist daher nicht die Beseitigung des kapitalistischen Systems, sondern der Mangel an Demokratie in den von ihnen regierten Ländern.

Wenn die KommunistInnen darauf in scheinmarxistischer Sprache entgegnen: *„Aber das ist doch eine Klassenfrage. Als MarxistInnen können wir nicht dafür sein, den gestürzten AusbeuterInnen demokratische Rechte zu geben“*, so braucht unsere Antwort an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Es geht gar nicht um die kleine Minderheit der ehemaligen AusbeuterInnen, sondern um die breiten Massen der ArbeiterInnen, Bauern und Bäuerinnen und Intellektuellen. Für sie und nicht für die gestürzten AusbeuterInnen verlangen wir breiteste, uneingeschränkte Demokratie, weil der Sozialismus nicht gegen den Willen dieser Massen verwirklicht werden kann. Die tiefe geistige und moralische Krise, in der sich die kommunistische Bewegung im Weltmaßstab befindet, wird von den reaktionären Kräften ausgenützt, um die Idee des Sozialismus zu diskreditieren. Ebenso werden die Verbrechen Stalins dazu benützt, von den Verbrechen des Faschismus abzulenken, und all das Furchtbare zu rechtfertigen, das von den kapitalistischen Großmächten vor allem in den Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas angerichtet wird.

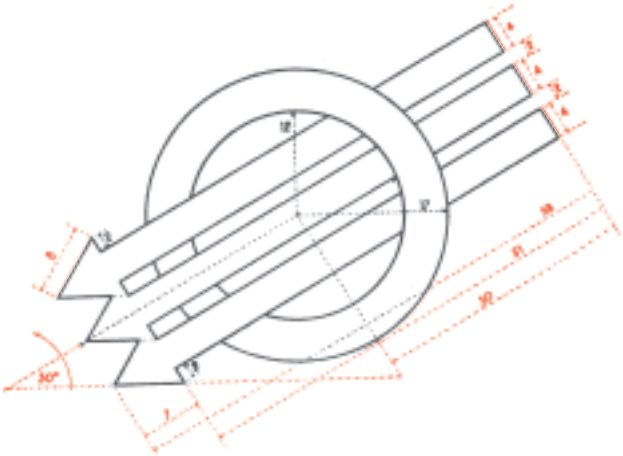
Umso notwendiger ist es, dass die SozialistInnen diesem reaktionären Antikommunismus keine Konzessionen machen. Das gilt auch für die Begriffe und Symbole der sozialistischen Ideenwelt, die von den StalinistInnen missbraucht wurden:

Dieser Missbrauch darf nicht dazu führen, dass die SozialistInnen auf die rote Fahne, auf den Marxismus, auf ein klares Bekenntnis zur klassenlosen Gesellschaft verzichten: Es gilt diese Begriffe und Symbole vom Missbrauch zu reinigen und ihren Inhalt neu zu erklären. Um es noch deutlicher zu sagen: Die Abgrenzung von den KommunistInnen, die notwendig ist, darf nicht zur Verwischung jener Grenze führen, die den demokratischen Sozialismus von der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft trennt. Auch die abscheulichsten Deformationen im kommunistischen Bereich sind keine Begründung für einen Verzicht der SozialistInnen auf die sozialistische Zielsetzung.

Wer aus Angst, mit den KommunistInnen verwechselt zu werden, diese Zielsetzung preisgibt, begeht als SozialistIn ideologischen Selbstmord.

15.

Du kannst die drei Pfeile auch auf ein Plakat oder Transparent malen. Der Unterschied zwischen Kirche und Religion und das Verhaltniss zu beiden.



Wir sagten: Die SozialistInnen sind der Überzeugung, dass der Sozialismus nicht gegen den Willen der Mehrheit des Volkes verwirklicht werden kann. Ein den Massen von oben aufgezwungener „Sozialismus“ trägt den Keim der terroristischen, der bürokratischen Entartung in sich.

Unter den Massen der arbeitenden Menschen gibt es auch viele Gläubige. Daher ist das Verhältnis zu diesen Gläubigen, die der gleichen Klasse wie die anderen ArbeiterInnen und Angestellten angehören, von größter Bedeutung. Und zwar nicht nur unter dem Gesichtspunkt des Gewinnens von WählerInnenstimmen. Auch wenn die SozialistInnen im Parlament über eine solide Mehrheit verfügen, brauchen sie beim Aufbau einer neuen sozialistischen Gesellschaft die aktive Unterstützung der arbeitenden Menschen, der Gläubigen ebenso wie der Nichtgläubigen.

Die von den Gläubigen an die SozialistInnen gestellte „Gretchenfrage“: *„Und wie hält ihr's mit der Religion?“* soll ehrlich beantwortet werden. Hier geht es nicht um ein wahltaktisches Manöver sondern um eine Grundsatzfrage, der wir nicht ausweichen dürfen.

Die Beantwortung wird durch zwei Faktoren erschwert:

1. Die politischen Parteien des BesitzbürgerInnentums haben ein Interesse daran, die SozialistInnen als gefährliche FeindInnen der Religion herzustellen. Hoffen sie doch, dass Gläubige, die klassenmäßig zu den SozialistInnen gehören, aus religiösen Gründen die Parteien des BesitzbürgerInnentums unterstützen werden - auch wenn das ihren Klasseninteressen widerspricht.

2. Da es in der Vergangenheit schwere Auseinandersetzungen zwischen Kirche und ArbeiterInnenbewegung gab – wir werden darauf noch zurückkommen – gibt es vor allen in der älteren Generation dieser Bewegung ein tiefverwurzeltes Misstrauen gegen alles, was mit Religion und Kirche zusammenhängt. Die Geschichte der ArbeiterInnenbewegung lehrt uns, dass es in der Vergangenheit unter den SozialistInnen niemals eine einheitliche Haltung in religiösen Fragen gegeben hat. Nehmen wir die österreichische ArbeiterInnenbewegung: Während die antisozialistische Legende behauptet, in der Sozialdemokratie der Ersten Republik habe es eine extreme Religionsfeindschaft gegeben, sah es in Wirklichkeit anders aus: Es gab damals eine FreidenkerInnenorganisation, die das religiöse Denken bekämpfte und den Atheismus (Gottlosigkeit) propagierte. Aber es gab auch eine Vereinigung religiöser SozialistInnen, die sich bemühte, Religion und Sozialismus auf einen Nenner zu bringen.

EinE SozialistIn konnte sich den FreidenkerInnen anschließen, aber er/sie konnte ebenso gut in den Reihen religiöser SozialistInnen wirken. Weder das Programm noch das Statut der sozialdemokratischen Partei enthielt einen für die Parteimitglieder verbindlichen Standpunkt in religiösen Fragen. Religion, so wurde stets betont, ist Privatsache: Weder der Staat noch die eigene Partei soll sich in religiöse Angelegenheiten einmischen.

In anderen ArbeiterInnenbewegungen, z.B. der englischen, hat das religiöse Moment stets eine große Rolle gespielt. Es gibt dort auch unter den führenden FunktionärInnen der ArbeiterInnenbewegung viele tiefreligiöse Menschen. Daher werden sozialistische Kongresse oft mit einem Gottesdienst eingeleitet. Auch sozialistische Laienprediger sind ebenso wenig eine

Seltenheit wie Priester, die sich zur ArbeiterInnenbewegung bekennen.

Ist von der englischen oder skandinavischen ArbeiterInnenbewegung die Rede, so wird aber von antisozialistischer Seite meist eingewendet: In diesen ArbeiterInnenbewegungen spielt der Marxismus keine Rolle. Aber dort, wo die SozialistInnen Marxens Lehren bejahen, sind sie auch TodfeindInnen der Religion. Es folgen dann aus dem Zusammenhang gerissene Marxzitate, die beweisen sollen, dass jedeR MarxistIn auch einE kämpferischeR AtheistIn sein muss.

Wie verhält sich nun wirklich der Marxismus zur Religion? Man/frau hat die Marxsche Untersuchungsmethode, auf die wir bereits hingewiesen haben, oft auch als die Methode der Entschleierung bezeichnet. Damit soll gesagt werden, dass die Marxsche Gesellschaftsanalyse alle Schleier entfernt, die aus Tradition, Vorurteilen und Ideologien bestehen, um die realen gesellschaftlichen Zusammenhänge bloßzulegen.

Die MarxistInnen beurteilen Klassen und Institutionen nicht nach dem, was sie von sich aussagen, sondern nach der Rolle, die sie wirklich spielen, nach den Interessen, die sie nachweisbar vertreten.

Marx hat diese Methode der Entschleierung auf alle gesellschaftlichen Erscheinungen angewendet: Auf die ArbeiterInnenklasse, die KapitalistInnenklasse, den Staat, die Nation – und natürlich auch auf die Religion.

Man/frau kann in den Schriften von Marx Stellen finden, wo von der Rückständigkeit der ArbeiterInnenklasse und ihrem *„falschen Bewusstsein“* die Rede ist. Reißt man/frau diese Zitate aus dem Zusammenhang, so entsteht der Eindruck der „ArbeiterInnenfeindlichkeit“. In Wirklichkeit hat die Marxsche Analyse lediglich einen Zustand entschleiert, in dem sich die ArbeiterInnenklasse auf einer bestimmten Entwicklungsstufe befand.

Dieses Entschleiern hat nichts mit einem Werturteil zu tun. Es kann verglichen werden mit der Tätigkeit eines/einer RöntgenologIn, der/die bei der Durchleuchtung eines Patienten/einer Patientin feststellt, an welcher Krankheit ein bestimmtes Organ leidet. Niemanden wird es einfallen, den/die RöntgenologIn zu beschuldigen, er/sie wolle den Patienten/die Patientin kränken oder diffamieren.

Zu welchen Ergebnissen hat nun die Marxsche Analyse der Religion geführt? Darauf antworten die AntimarxistInnen (von denen die meisten nie eine Zeile gelesen haben) im Chor: *„Marx hat die Religion als Opium für das Volk bezeichnet.“* Abgesehen davon, dass die betreffende Stelle lautet: *„Religion ist das Opium des Volkes“*, sagt dieser eine, immer wieder zitierte, Satz über die Stellung des Marxismus zur Religion wenig aus.

Diese Worte stehen in der *„Einleitung Zur Kritik der Heglischen Rechtsphilosophie“*, die Karl Marx mit 25 Jahren geschrieben hat. Der junge Marx war damals damit beschäftigt, sich von der klassischen deutschen Philosophie zu lösen, stand aber noch sehr stark unter dem Einfluss des Philosophen

Die MarxistInnen beurteilen Klassen und Institutionen nicht nach dem, was sie von sich aussagen, sondern nach der Rolle, die sie wirklich spielen, nach den Interessen, die sie nachweisbar vertreten.

Feuerbach. Es war dies jene Zeit, von der Marxens Freund, *Friedlich Engels*, später sagen sollte: *„Wir waren damals alle Feuerbacherianer!“*

Daher ist das oft angeführte „Opium-Zitat“ typisch für die geistige Entwicklung des jungen *Marx*, aber nicht typisch für die Stellung des erst später entstandenen Marxismus zur Religion.

Dennoch handelt es sich nicht bloß um einen Irrtum. Der Fünfundzwanzigjährige hat eine Funktion, welche die Religion unter bestimmten geschichtlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen tatsächlich gespielt hat, treffend charakterisiert, wenn auch in unzulässiger Weise verallgemeinert. (Nebenbei bemerkt: Es gehört stets zu den großen Leistungen junger DenkerInnen scharf zu formulieren – auch auf die Gefahr hin, Widerspruch zu erregen. Dass es dabei auch zu Übertreibungen und Verallgemeinerungen kommt, ist unvermeidlich.)

Marxens Charakterisierung der Religion als Opium des Volkes hat aber schon deshalb nicht mit gehässiger Religionsfeindschaft zu tun, weil es heute nicht wenige christliche, gläubige DenkerInnen gibt, unter ihnen auch Priester und TheologInnen, die selbstkritisch feststellen, dass die Religion von der Kirche in der Vergangenheit oft dazu benützt wurde, die Unterdrückten zu betäuben, auf ein besseres Jenseits zu vertrösten, und vom Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung abzuhalten. Das ist eine geschichtliche Wahrheit, die nicht bestritten werden kann. Der Irrtum des „Opiumzitats“ besteht nur darin, dass nicht hinzugefügt wurde, dass die Religion auch eine andere als die Opiumfunktion erfüllen kann; Religion vermag auch Ausdruck des Protests gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung, Ausdruck der Sehnsucht nach einer menschenwürdigen Gesellschaft sein. In der marxistischen Literatur ist wiederholt auf die positive und geschichtlich-fortschrittliche Rolle der Religion hingewiesen worden. Aber diese Stellen werden von den AntimarxistInnen nicht zitiert. Was dazu zu sagen ist, haben wir schon im Kapitel über den utopischen Sozialismus ausgeführt, wo am Beispiel der urchristlichen Gemeinden gezeigt wurde, wie stark die sozialrevolutionären Tendenzen im Urchristentum waren. Zwischen Religion und Kirche – auch darauf macht die marxistische Literatur aufmerksam – besteht kein Unterschied, der es verdient, beachtet zu werden. Religion ist eine bestimmte Geisteshaltung deren wesentliches Merkmal der Glaube an das Überirdische ist. Die Feststellung, dass ein Mensch religiös ist sagt noch nichts aus über seine/ihre Haltung zur Kirche. Es gibt auch außerhalb der kirchlichen Sphäre religiöses Empfinden und tiefe Gläubigkeit. Die Kirche – das gilt für alle Kirchen, besonders aber für die römisch-katholische – ist eine gesellschaftliche Einrichtung, die den religiösen Glauben voraussetzt, aber mit diesem nicht verwechselt werden darf. Wie jede gesellschaftliche Einrichtung hat auch die Kirche ihre besonderen materiellen Interessen, ihren Apparat, ihre Hierarchie, ihre Tradition usw.

Otto Bauer, der nie ein böses Wort über religiös empfindende Menschen gesagt hat, verstand es in seinem Artikel über „Gesellschaftsordnung und Religion“ den Unterschied zwischen der Religiosität einfacher Leute und dem kirchlichen Apparat meisterhaft darzustellen. Es heißt da unter anderem: *„Der Papst, die Kardinäle, die Bischöfe, die Prälaten – das ist die Kirche.*

Der arme Kleinbauer, der, wenn die Wolken aufziehen und ein Hagelschlag die Frucht auf dem Felde, die Frucht mühseliger Jahresarbeit zu vernichten droht, die Hände faltet und betet: Unser tägliches Brot gib uns heute – das ist Religion.

Die mächtigen Herrschaftsorganisationen, deren Diplomaten an allen Höfen sitzen, deren Fürsten große Parteien lenken und die Schicksale der Staaten beeinflussen – das ist die Kirche.

Die Mutter, die am Krankenbett ihres Kindes in inbrünstigem Gebet zur Mutter Gottes Trost und Rettung sucht – das ist Religion.

Das in Jahrhunderten kunstvoll aufgetürmte System der dogmatischen Theologie - das ist Kirche. Die fromme Legende, die die Mutter dem Kinde erzählt – das ist Religion.

Das gewaltige Herrschaftssystem des Kirchenrechts – das ist die Kirche.

Das den Armen, den Leidenden tröstende, erbauende fromme Lied – das ist Religion.

Die Macht der Kirche beruht auf der Religion des Volkes: wäre das Volk nicht religiös, so könnte die Kirche es nicht lenken. Aber wenngleich sich die kirchliche Herrschaftsorganisation auf die Religion stützt, so sind doch Kirche und Religion nicht identisch.

Es gibt Kirchenfürsten, die im stillen Kämmerlein der Religion lachen; es gibt tiefreligiöse Menschen, die die Kirche hassen.“

Heute trifft diese schroffe Gegenüberstellung: Kirche - Religion nicht mehr ganz zu: Da es „die Kirche“ als einheitlichen, dogmatischen erstarrten Block nicht mehr gibt, müssen wir zwischen den verschiedenen Strömungen und Richtungen innerhalb der Kirche sorgfältig unterscheiden. Hier ist die Kunst des Differenzierens ebenso notwendig, wie bei der Analyse der Kommunismen.

In der römisch-katholischen Kirche, aber auch in den anderen christlichen Religionsgemeinschaften, erkennen wir neben vielfältigen Tendenzen und Nuancen, zwei Grundströmungen: Eine fortschrittliche und eine konservative. Die fortschrittlichen bejahen in allen das Diesseits betreffenden Fragen die Erkenntnisse der Wissenschaft. Das gilt nicht nur für das von der modernen Physik ständig veränderte Weltbild, sondern auch für medizinische und psychologische Untersuchungsergebnisse, die sich auf Fragen der Jugend, der Ehe, der Sexualität beziehen.

Die Fortschrittlichen wollen die moralischen und ethischen Lehren der Kirche dem erreichten Stand der wissenschaftlichen Ergebnisse anpassen und unhaltbar gewordene Glaubenssätze preisgeben. (Typisches Beispiel: Die Stellungsnahme zur Geburtenkontrolle.)

Die Fortschrittlichen sind auch damit beschäftigt, die Haltung der Kirche zur ArbeiterInnenbewegung und zum Sozialismus kritisch zu überprüfen. Viele von ihnen haben erkannt, dass an der Entfremdung zwischen Kirche und ArbeiterInnenbewegung jene reaktionäre Hierarchie schuld ist, die sich in der Vergangenheit auf die Seite des Kapitalismus und der Reaktion gestellt hat. Solange es kirchliche Würdenträger wie jenen berüchtigten Prälaten *Ignaz Seipel* im Österreich der Ersten Republik gab, der als Bundeskanzler an der Spitze einer arbeiterInnenfeindlichen BürgerInnenblockregierung stand und die faschistischen Heimwehrhorden förderte, mussten die sozialistischen ArbeiterInnen in der Kirche einen Feind erblicken.

Die Fortschrittlichen wollen dafür sorgen, dass diese reaktionären Exzesse der Kirche für immer der Vergangenheit angehören. Sie haben auch mit dem primitiven, geistlosen Antimarxismus Schluss gemacht. Viele von ihnen, vor allem Priester-Gelehrte, haben begonnen, marxistisches Quellenstudium zu betreiben. Sie sind keine MarxistInnen geworden, aber die meisten wurden von den Einsichten des Marxismus, von seiner schöpferischen Methode und nicht zuletzt von der faszinierenden Persönlichkeit des *Karl Marx* tief beeindruckt.

Sie haben begriffen, dass dieser vielgelästerte *Marx* kein Teufel ist, sondern eine der größten geistigen Persönlichkeiten der Menschheitsgeschichte. Und sie geben offen zu, dass der Marxismus nicht überholt ist, sondern den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts noch viel zu sagen hat, auch den Gläubigen. Aber täuschen wir uns nicht: Die Konservativen im kirchlichen Lager sind noch sehr stark. Sie haben auf ihrer Seite eine jahrhundertealte Tradition, die den Gehorsam zur ersten ChristInnenpflicht erklärt. Sie stützen sich auf ein, am Althergebrachten hängendes, Fußvolk in den Pfarrgemeinden, das jede Neuerung fürchtet.

Und sie bringen die Interessen großer Teile des kirchlichen Apparates zum Ausdruck, der, wie jeder bürokratische Apparat, vor allem an die eigenen Positionen und Privilegien denkt, die eine konservative Kirche eher zu sichern vermag, als eine fortschrittliche.

Noch wissen wir nicht wie dieses Ringen zwischen fortschrittlichen und konservativen Kräften ausgehen wird. Eines scheint freilich festzustehen: Auch wenn die Konservativen vorübergehend siegen sollten, werden sie doch nicht im Stande sein, das Rad der Kirchengeschichte zurückzudrehen. Unabhängig vom Ausgang des innerkirchlichen Ringens (bei dem unsere Sympathien auf der Seite der Fortschrittlichen sind) betrachtet die sozialistische Bewegung SozialistInnen, die aus religiösen Motiven zum Sozialismus gekommen sind, als völlig gleichberechtigt.

Der/die eine ist Sozialist/in geworden, weil er/sie beim Studium gesellschaftlicher Zusammenhänge erkannt hat, dass eine klassenlose, sozialistische Gesellschaft erkämpft werden muss, erkämpft werden kann. Religiöse Empfindungen sind ihm/ihr fremd.

Der/die andere SozialistIn ist zur gleichen Erkenntnis auf anderem Weg gekommen: Über seine/ihre religiöse Überzeugung. Der Geist des Evangeliums, die sozialistische Verhaltensweise der UrchristInnen, die Appelle an die Nächstenliebe haben ihn/ihr den Kampf um eine klassenlose, sozialistische Gesellschaft als sittliche Verpflichtung des wahren ChristInnen empfinden lassen.

Es gilt den Krieg zu ächten, die Abrüstung zu fordern, im Sinne der Völkerverständigung zu wirken.

Zwischen SozialistInnen und allen religiösen Menschen, die ihren Glauben ernst nehmen, gibt es, über alle weltanschaulichen Meinungsverschiedenheiten hinweg, eine große gemeinsame Aufgabe: ***Der Kampf um die Erhaltung des Weltfriedens.***

Die SozialistInnen verabscheuen den Krieg: Sie wissen, dass sie die sozialistische Gesellschaft nur aufbauen können, wenn die grauenhafte Katastrophe eines atomaren Weltkrieges verhindert wird: Mit Atomleichen lässt sich auf den Trümmern der menschlichen Zivilisation kein Sozialismus verwirklichen. Aber auch viele religiöse Menschen verabscheuen den Krieg. Sie haben aufgehört, in ihm eine Strafe Gottes zu sehen, sondern sind zu der Überzeugung gekommen, dass es Gottes Gebot ist, den Kampf um die Erhaltung des Weltfriedens zu führen, den Kriegstreibenden das Handwerk zu legen.

Hier erwächst allen Menschen, die guten Willens sind, eine Aufgabe, von deren Lösung die Existenz der Menschheit abhängt: Es gilt den Krieg zu ächten, die Abrüstung zu fordern, im Sinne der Völkerverständigung zu wirken.

Nachwort

Nach dem Zusammenbruch der realsozialistischen Länder befindet sich die ArbeiterInnenInnenbewegung weltweit in der Krise. Diese Krise verstärkt die Entideologisierung und Entpolitisierung der ArbeiterInnenbewegung, die schon seit Jahrzehnten in Gang ist, in ungeheuerem Ausmaß.

Was wir heute erleben, ist jedoch nicht die Krise des Marxismus, sondern die Schwäche der MarxistInnen. Der Marxismus als Theorie und Methode hat nichts von seiner Wichtigkeit eingebüßt. Das heißt nicht, dass zentrale Kategorien und Erkenntnisse nicht auf ihren Erklärungsgehalt der Wirklichkeit überprüft werden müssen, welche aufbewahrt und weiterentwickelt werden müssen und mit welchen zu brechen ist. Dies kann jedoch nur auf Boden des Marxismus geleistet werden. Unzulänglichkeiten in der Theorie dürfen nicht mit der Krise des wissenschaftlichen Sozialismus verwechselt werden, als habe er seine Potenzen unter heutigen Verhältnissen verloren, sondern müssen als Krise der MarxistInnen begriffen werden. Umso wichtiger ist es, unser Wissen und Analysevermögen zu erweitern und zu vertiefen.

Aus diesem Grund haben wir uns entschlossen, die Broschüre *„Warum sind wir SozialistInnen“* von *Josef Hindels* neu aufzulegen. Diese Broschüre kann wohl nach wie vor als der verständlichste und in seiner Themenauswahl umfassendste Einstieg in den wissenschaftlichen Sozialismus angesehen werden. Aber sie hat unserer Ansicht nach auch Unzulänglichkeiten und Fehleinschätzungen. Die wesentlichsten wollen wir hier nur knapp skizzieren, da hier nicht der Platz für eine umfassende Auseinandersetzung zur Verfügung steht. Unter Berücksichtigung dieser Anmerkungen teilen wir jedoch den Inhalt weitgehend und halten die Broschüre für einen geeigneten Einstieg, und eine große Errungenschaft Josef Hindels.

10. Kapitel: Kommt nach dem Kapitalismus der Sozialismus?

Die Charakterisierung des Sozialismus als „eine Gesellschaft ohne Klassen“ wird von uns nicht geteilt und war auch nicht die Einschätzung der KlassikerInnen. Im Sozialismus, der ersten Phase des Kommunismus, gibt es noch unterschiedliche Klassen z.B. ArbeiterInnen und BäuerInnen. Er ist also noch eine Klassengesellschaft, aber eine, in der die Arbeitenden diese nach ihren Interessen gestalten. Zwischen ihnen besteht kein antagonistisches Verhältnis mehr. Die Aufhebung der Klassen und des Staates fällt erst in die höhere Phase, den Kommunismus. Dies ist keine Herumreiterei, können ja auch vom Sozialismus nicht Dinge erwartet werden, die erst im Kommunismus möglich werden. Die Kriterien, welche uns die KlassikerInnen hinterlassen haben, um bestimmen zu können, ob eine Gesellschaft sozialistisch ist oder nicht, lassen sich im wesentlichen auf drei beschränken. Die Macht in den Händen der ArbeiterInnenklasse, geführt durch ihre Partei, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die gesellschaftliche Planung der Produktion und Verteilung. Der jetzt gescheiterte Versuch muss als der zweite Versuch nach der Pariser Kommune gesehen werden, den Sozialismus aufzubauen. Er war nicht das, was Marx unter der Totalität der gesellschaftlichen Verhältnisse verstand. Seine Deformationen und Fehler sind nicht nur durch innere Schwächen zu erklären, auch wenn diese gravierend waren. Sie können nur verstanden werden, wenn man/frau die nationalen und internationalen Bedingungen mitreflektiert, die jeweiligen historisch konkreten Bedingungen.

11. Kapitel: Reform und Revolution

Sehr gut herausgearbeitet ist das Verhältnis dieser zwei Seiten zueinander. Wer im Kampf um Reformen stecken bleibt, wird den Kapitalismus nicht überwinden, weil er die Eigentums- und Machtverhältnisse nicht wirklich angreift. Wer nur für die Revolution eintreten würde, nach der etwas eigenwilligen Dialektik „je schlechter, desto besser“, wird es nie schaffen, Massen an den Sozialismus heranzuführen. Aber die Überwindung des kapitalistischen Systems wird unter anderem auch nicht durch „revolutionäre Reformen“ geschehen. Es gibt in der Geschichte bisher kein einziges Beispiel, in dem eine Gesellschaft durch Reformen überwunden wurde. Man/frau darf sich den Weg zum Sozialismus auch nicht als allmählichen, ruhigen vorstellen. Selbst Otto Bauer kam zur Einsicht, dass sich ab einem bestimmten Punkt das BürgerInnentum mit allen Mitteln zur Wehr setzen wird, dass der Staat nicht einfach übernommen werden kann, sondern Teile von ihm zerschlagen werden müssen. Dass es so etwas wie Sprünge und Entscheidungskämpfe gibt, die aber nichts mit der „Schießgewehrromantik“ zu tun haben.

15. Kapitel: Religion, Kirche und Sozialismus:

Die an sich richtige Einsicht, dass SozialistInInnen nicht prinzipiell gegen ChristInnen sind, sondern mit ihnen gemeinsame Bündnisse suchen und um gesellschaftliche Veränderungen ringen, darf jedoch nicht mit weltanschaulicher Neutralität verwechselt werden. Aber das Ringen um eine wissenschaftliche Weltanschauung ist nötig und damit der Glaube zu kritisieren.

Adressen & Impressum

SJ-Burgenland
7000 Eisenstadt, Permayerstr. 2
Tel.: *02682/775-292*
Fax: *02682/775-295*
www.juso-burgenland.at
juso.burgenland@reflex.at

SJG-Kärnten
9020 Klagenfurt. 10. Oktober Str. 28
Tel.: *0463/57 978*
Fax: *0463/57 978-30*
www.sjg.at
info@sjg.at

SJ-Niederösterreich
3100 St. Pölten, Kastelicgasse 2
Tel.: *02742/22 55-222*
Fax: *02742/22 55-255*
www.sj.or.at
office@sj.or.at

SJ-Oberösterreich
4020 Linz, Landstr. 36/3
Tel.: *0732/77 26 43*
Fax: *0732/77 26 43-25*
www.sj-ooe.at
ooe@sjoe.at

Jusos-Salzburg
5020 Salzburg, Wartelsteinstr. 1
Tel.: *0662/42 45 00-22/21*
Fax: *0662/42 45 00-50*
www.jusos-salzburg.at
salzburg@sjoe.at

SJ-Steiermark
8020 Graz, Hans Resel Gasse 6
Tel.: *0316/702 633*
Fax: *0316/702 633-715623-31*
fettnet@gmx.at

Jusos-Tirol
6020 Innsbruck, Salurnerstr. 2
Tel.: *0512/53 66-0*
Fax: *0512/53 66-21*
www.jusos.at
office@jusos.at

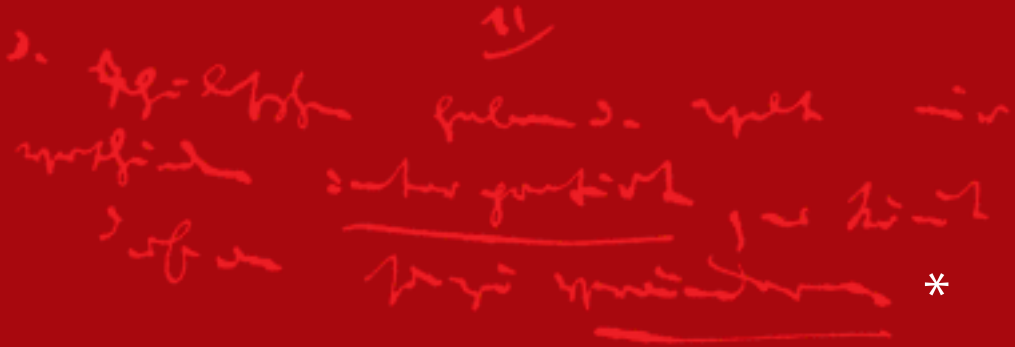
SJ-Vorarlberg
6850 Dornbirn, Viehmarktstr. 3
Tel.: *05572/232 63-0*
Fax: *05572232 63-14*
sj-vlbg@gmx.at

SJ-Wien
1031 Wien, Landstrasser Hauptstr. 96/2
Tel.: *01/713 8 713*
Fax: *01/713 8 713-9*
www.sj-wien.at
office@sj-wien.at

SJ-Linz
4020 Linz, Kaisergasse 14a
Tel.: *0732/77 26 22*
Fax: *0732/79 58 98*
www.sj-linz.at
office@sj-linz.at

Sozialistische Jugend Österreich
Verbandsbüro
Neustiftgasse 3, 1070 Wien
Tel.: *01/523 41 23*
Fax: *01/523 41 23-85*
www.sjoe.at
office@sjoe.at

Medieninhaberin: Trotzdem Verlag GmbH, Herausgeberin: SJÖ, Redaktion: Torsten Engelage, Andreas Kollross, Stefanie Vasold, Layout: Peter Reitmayr, alle Neustiftgasse 3, 1070 Wien, 2002



* Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kömmt drauf an, sie zu *verändern*.
Karl Marx

—

Faksimile der 11. These über Feuerbach

Or the truth
that is still putting on
it`s boots
when a lie is running around
the world?

"The truth has got it's boots on",
he said. "It's going to start kicking."

www.sjoe.at
politik diskussion widerstand

ISBN: 3-7010-0104-9
Preis: Euro 3;-